Karl Borromaeus Heinrich (1884-1938)

Maria im Volk

Maria hilft einem armen Mädchen

Den Sünder umfaßt Maria mit mütterlicher Zärtlichkeit, hilft ihm und verläßt ihn nicht, bis sie ihn mit ihrem Sohne versöhnet hat.

Der hl. Bonaventura.

Im Jahre des Herrn 1696 starb ein armer Bauersmann, eigentlich nur ein Ziegenbauer, in seiner Hütte, die auf der Schattenseite eines Hanges gelegen war. Die Hütte war windschief, und der Wohnraum der Familie nicht viel größer als der Ziegenstall.

Als dieser Bauersmann sterben mußte, da warf er vorher noch einen traurigen Blick auf Weib und Tochter. Er hatte immer gewußt, daß er arm war, aber daß er nun seinen Lieben nichts als Elend hinterlassen konnte, das tat ihm sehr weh, und er dachte bei sich: Ich habe nie etwas gehabt, und wenn ich nun fort bin, werden diese auch nichts haben. Mit der Schattenwiese und den paar Ziegen werden sie es auch zu nichts bringen. Ach Gott. –

Weil nun aber der Bauersmann hierbei nicht murrte in seinem Herzen, sondern nur eben traurig war, darum schaute die Mutter Gottes unsern lieben Herrn für diesen Sterbenden bittend an. Sie brauchte da weiter nichts zu sagen, ihr Blick sagte alles, und um unsern Bauersmann wurde es plötzlich so licht, daß er sich gar nicht mehr auskannte, und war alles so leicht – ei, was nun! dachte er, lächelte und starb.

Was denkst du, daß du so lustig bist? – fragte ihn sein Weib, aber bekam darauf keine Antwort, sondern er war tot.

Die Tochter dieser armen Bauernleute zählte damals achtzehn Jahre und war eine schöne Person, aber bislang hatte dieses immer zu ihrem Unglück ausgeschlagen. Gerade wegen ihrer Schönheit hatte sie nämlich noch keinen festen Dienstplatz gefunden, sondern überall schnell wieder fortgehen müssen. Kaum war sie irgendwo eingestellt, vernarrte sich der Bauer oder der Knecht in sie, und in Zürich, wo sie auch gewesen war, ein Stadtherr und sein studierender Sohn. All diese Mannsleute erhofften sich viel von ihrer Einfalt, weniger indes die Hausfrauen, denn sie jagten das Mädchen jeweilen sogleich wieder fort, ohne lang Schuld oder Unschuld zu prüfen – es war nun einmal zu schön. Zu arm aber war das Mädchen auch; denn gelernt hatte es nicht viel in der Hütte daheim, wie sollte es auch – und ein einziges Gewand nannte es sein eigen, das trug es auch schon seit ein paar Jahren auf dem Leibe. Die Zeit, sich ein anderes zu verdienen, hatte ihm die Begierlichkeit der Männer und der Haß der Hausfrauen nirgends gelassen.

Nach dem Begräbnis des Vaters waren Mutter und Tochter heimgegangen in die Hütte. Da saßen sie nun, und es sagte das verwitwete Weib: Jetzt stecken wir also allein in dem Elend. –

Nicht daß es eine böse Frau gewesen wäre, aber verbittert, und es ging ihr zuweilen die Geduld aus, dann zankte sie heftig.

Die Tochter merkte wohl, daß auch jetzt wieder etwas kommen würde, und sie sagte darum gar nichts.

Wie es nun aber so geht – den Unmut ärgert das Schweigen so gut wie das Reden, und nach einer Weile sagte die Mutter: Die Wiese dungen und die paar Ziegen futtern, das kann ich allein, willst du vielleicht das Fräulein spielen und herumsitzen? –

Laß mir doch Zeit, mir wieder eine Arbeit zu suchen! – erwidert die Tochter.

Ist das der ganze Rat, den du weißt? – rief die Mutter erregt.

Was soll ich sonst machen? –

So geh in Teufels Namen, aber bald! – schrie das jähzornige Weib.

Das war nun aber der Tochter doch zuviel, und weil sie sich keiner Schuld bewußt war, so stand sie auf und ging wortlos fort aus der Hütte.

Die Mutter blieb sitzen; denn sie glaubte nicht an diesen Abschied, sondern meinte, das Mädchen werde höchstens in die Nachbarschaft gehen und abends wieder heimkommen. Nach einiger Zeit schämte sie sich natürlich ihres

classtests.com

unsinnigen Zornes, stand auf, tat ihre Arbeit, und des Abends wartete sie auf ihre Tochter. Aber diese kam nimmer zurück, weder des Abends noch am anderen Tag, und überhaupt nicht. In der Nachbarschaft war sie nirgends zu finden, sondern sie war fort und verschwunden.

Es war aber das Mädchen nach den harten Worten der Mutter über den Hügel gegangen und kam auf das freie Feld.

Da schaute es um sich und sagte zu sich selber: Es wachst jeder Halm auf dem Feld und die Mohnblumen mitten im Korn, es verwehrtes ihnen niemand. Ich aber steh da und weiß nicht was machen und gehöre nirgends hin auf der weiten Welt. – Und das Mädchen mußte bitterlich weinen.

Während es aber weinte, kam ein schwarzer Reiter geritten, der war dunkel von Angesicht wie aus einem fernen Land, sein Haar war so schwarz wie sein Kleid, und sein Roß war auch schwarz. Bei dem Mädchen hielt er an, und dieses wischte sich die Augen, weil es sich schämte, daß es sollte beim Weinen gesehen werden.

Der Reiter sah wohl, daß es geweint hatte. Aber als ein feiner Mann tat er, als sähe er es nicht, womit er dem Mädchen ein Gefallen erwies. Und er sagte mit weicher Stimme: Schönes Vreneli, wie freut's mich, daß ich dich eingeholt hab! – Erwidert das Mädchen: Woher wißt Ihr, daß ich Vreneli heiß? –

Ei ja – woher weiß ich? sagte der Reiter und lachte – nun, wer so schön ist wie du, muß Vreneli heißen. – Und er blitzte sie an mit seinen schwarzen Augen, daß sie ganz rot wurde davon.

Ihr seid aber nicht von hier, sagte sie, um etwas zu sagen. – Von hier und von nirgends oder von überall. Denn ich kenne mich auf der ganzen Erde schon aus. –

Ein Mann hat es ja gut, sagte Vreneli, gar wenn er sein Pferd hat wie Ihr, so ein Mann kann überall herumziehn. – Möchtest du das auch? fragte der Reiter. –

Ich hab keine Heimat mehr, erwidert das Mädchen und schwieg. –

Dann geht's dir, wie es mir geht. Laß uns also zusammenbleiben! –

Das Mädchen lachte. Da soll ich wohl neben Eurem Roß einhergehen, wie? –

Ich werde dich zu mir auf das Roß setzen, und wir wollen nach Zürich reiten, und später anderswohin. –

Ihr müßtet Euch schämen mit mir, so einem armen Ding. –

Du sollst in Zürich viel neue Kleider haben, Halsketten dazu und einen Ring mit Opal. Da wird man erst richtig sehen, wie schön du bist, denn du bist sehr schön. –

Darüber errötete das Mädchen und schwieg. Der Reiter aber zog sie an sich und hob sie vor sich aufs Pferd. Dieses ließ sie geschehen, denn sie wußte nicht wohin mit sich selber.

Also kamen sie selbander nach Zürich, da kaufte ihr der Reitersmann viel Kleider und Geschmeid und ging in einen stolzen Gasthof mit ihr, wo er dem Wirt seinen Namen angab als ein welscher Graf. Das Mädchen aber vergaß alles und dachte: es ist besser, als allein über Land ziehen und arm sein und dumm. Also wurde sie dieses Mannes Liebste und Schatz.

Eine Zeitlang lebten sie in Zürich, dann zogen sie in die Stadt Genf und noch weiter ins Welsche, dann wieder nach Genf, von Genf aber zurück nach der Stadt Zürich, doch litt es ihn nirgends sehr lange. Das Mädchen aber wurde gehalten in Samt und Seide, trug dazu Perlen und einen Ring mit Opal, und was sie nur wollte, bekam sie. In ihrem Kopf ward es ganz wirr, sie wußte auch kaum mehr, was sie ehedem gewesen. Einige Leute redeten sie Gräfin an. Aber sie war dieses Mannes Schatz, und sie diente seinen Lastern, obschon mit geheimer Furcht und Schauder; denn er kam ihr unheimlich vor, auch so kalt von Herzen und Blut, als sei er ein erloschenes Wesen, kein lebendiger Mensch.

Eines Tages aber sagte er zu ihr, sie saßen in einem Zimmer mit Essen und Trinken beschäftigt, auf silbernen Platten war alles gebreitet, und er sagte: Willst du mir aber auch treu sein? –

Da war sie verwundert, denn er hatte sie dieses noch niemals gefragt.

Willst du mir aber auch treu sein? – wiederholte er und schaute sie an, teils lächelnd teils böse.

Sie vermochte hierauf nichts zu entgegnen, so unheimlich kam er ihr wieder vor.

classtests.com

Indes stellte er sich, als nähme er das Schweigen gleich als ein Ja, denn er sagte: Wenn du mir treu bist, so mußt du mir treu sein mit deiner Seele, denn diese ist wichtiger als der Leib, das weißt du schon. –

Was redest du heut von meiner Seel, erwidert das Mädchen, ich wollte, du würdest nicht davon reden, denn so muß ich daran denken, was wir für ein Leben führen, auch hab ich dich niemals beten gesehen. –

Da lachte er bloß und sagte, ebendeswegen, und wenn sie ihn nicht lieb haben wolle mit ihrer Seel, so wolle er sie überhaupt nicht mehr haben, sondern er werde auf und davon reiten. Dann werde sie wieder allein sein, und gewiß wolle niemand etwas mit ihr zu tun haben. –

Sie erschrak und wollte ihn aus andere Gedanken bringen. Nein, erwidert er nur immer, die wahre Liebe, die käme nur aus der Seele, und gehöre ihm ihre Seel nicht, so wolle er gar nichts. So sagte sie endlich: ja, ja – aber sonst sagte sie nichts, obgleich sie sein Schatz war. Indes tat er, als glaube er ihr, und nahm sie beim Wort, darum ergriff er die Feder und schrieb auf ein Papier, daß ihre Seel ihm gehöre für immer – dieses, sagt er, sei jetzt ihr Liebesvertrag, und sie müßt es mit ihrem Blut unterschreiben. Das Mädchen antwortet, es habe nicht schreiben gelernt, aber es ließ doch geschehen, daß er es ritzt mit einem Messerchen, da floß ein Tropfen Blut. Den strich er unter das Geschriebene hin und sagte: jetzt gehörst du mein für immer, dein Blut ist die Unterschrift und das Siegel.

Von diesem Augenblick an aber hatte das Mädchen einen Abscheu vor ihm, und sie gedachte zu fliehen.

Alsbald wurde sie darin vollends bestärkt, denn eines Nachts war sie erwacht, er aber war fort – warum hatte sie ihn nicht gehört? – Nach einer Weile kam er wieder ins Zimmer herein, jedoch in der Weise eines Gespenstes, ohne daß die Tür sich rührte in ihren Angeln. Das Mädchen stellte sich, als ob es fest schliefe, aber vor lauter Angst betete es ein Ave Maria, das hatte es lang nimmer getan, und verlobte sich insgeheim zu Unserer Lieben Frau von Einsiedeln; wenn sie ihr den Mut gebe zur Flucht, solle dorthin ihr erster Gang sein. –

Am andern Morgen aber sagte er, nun wolle er gehen und eine Kutsche kaufen mit zweien festen Rappen, denn jetzt wolle er eine mächtige Reise mit ihr tun.

Da fürchtete sie sich noch viel mehr, und kaum war er fort, packte sie ein paar von ihren Sachen in ein Tüchel und ging aus dem Gasthof, als wolle sie nur an die Luft gehen.

Sie verließ aber eilends die Stadt Zürich und zog der Straße nach, gegen den Etzelberg hin, und sie betete in einem fort zu Unserer Lieben Frau; denn sie dachte, die liebe Mutter Gottes werde dann machen, daß der Schwarze sie nimmermehr finde.

Diese Hoffnung trog sie auch nicht. Und nach gar langer Fußwanderung, wobei ihr die Herzensangst nicht minder als ihre Reue und Scham viel Zähren entpreßte, kam sie über die Maßen erschöpft in dem Gnadenort Einsiedeln an.

Da warf sie sich denn auch alsogleich vor dem Heiligtum nieder, es war schon nach dem Gebetläuten, und sie war ganz verstaubt in ihrem feinen Gewand. Weil sie die Hände rang und soviel weinte, wartete auch der Sigrist noch ein wenig mit dem Schließen der leergewordenen Kirche. Endlich stand sie auf und ging fort in den Gasthof.

Im Gasthofe saßen die Pilger am Tisch, sie setzte sich auch zu ihnen hin und nahm ihr Mahl, das schmeckte ihr vortrefflicher als überall, wo sie mit dem schwarzen Manne gewesen. Andern Morgens war sie eine der ersten in der Kirche, und wieder betete sie viel, mit Tränen mehr als mit Worten, und so war es recht. Aber sie konnte sich diesen Tag noch nicht zum Beichten entschließen, welches ihr doch am meisten notgetan hätte in ihrem so gepreßten Herzen. Der Schwarze nämlich konnte ihr zwar in dem Heiligtum durchaus nichts anhaben, doch unsichtbar flüstert er ihr ein, ihre Sünde sei gar zu groß, sie habe ja den Bund mit ihm gesiegelt, mit ihrem eigenen Blute.

In dieser Unschlüssigkeit ging es noch einen zweiten und dritten Tag. Sie betete viel, aber sie konnte den rechten Mut zum Beichten nicht finden.

Am dritten Tag jedoch verlor das Mädchen, vor dem Heiligtum kniend, das Bewußtsein gänzlich und schrie laut. Jedenfalls setzte ihr der Schwarze mächtig zu. Aber in diesem armseligen Zustand erbarmte sich ihrer Unsere Liebe Mutter Gottes erst recht und sagte zu ihr: Jetzt fasse doch endlich Mut. Für mich bist du ein armes Mädchen, was du auch alles getan habest, denn ich weiß es. Sei ruhig, erwache und gehe nur hin in den Beichtstuhl – wie solltest du den Frieden sonst wieder finden! – Das Mädchen erwachte, raffte sich auf, entwand sich den Händen derer, die sie mitleidig hielten, und rannte geradewegs in die Beichtkapelle hinein. Im Beichtstuhl stürzte sie auf die Knie und rief: Helft wir, ich habe zwei Jahre dem Schwarzen gehört und hab es mit meinem Blut unterschrieben!

Nun, sagte der Beichtvater drauf, du brauchst aber nicht so zu schreien, du törichtes Kind, mir allein sollst du das sagen, die andern draußen geht es nichts an. – Er segnete sie schnell und flößte ihr ordentlich Mut ein, daß sie ihm alles erzähle. Als sie ihm aber alles erzählt hatte, da sagte er: Die Mutter Gottes hat dir geholfen, ich kann dir Gottes Verzeihung nicht weigern, aber wisse: wenn ich jetzt die Lossprechung bete über dich, so bist du los und ledig von

classtests.com

aller finstern Gewalt. Dann aber nimmst du sogleich den allerheiligsten Leib unseres Herrn, so bleibst du gegen den Bösen gefeit, denn siehst du: Unseres Herrn Jesu Blut, das hat den Taufpakt deiner Seele mit Gott dann aufs neue gesiegelt, und mit diesem Blute ist dann deine Seele gewaschen und rein. Ja, Kind, ich will dich darum lossprechen, daß du den allerheiligsten Leib aufnehmest in dich, so wirst du glücklich und rein. Auch wird mein Gebet dich an den Altar noch begleiten. – Das Mädchen vergoß noch tausend Zähren der Dankbarkeit, und als es sich ausgeweint hatte, entließ es der Priester zum heiligen Mahle.

Es blieb das Mädchen noch einen Tag in Einsiedeln oben, dann zog es fort. Sodann verkaufte es alles, was es besaß, denn dieses hatte ihr der schwarze Reiter geschenkt, sie aber schenkte den Erlös dem Kaplan ihres Dorfes für die Armen. Erst dann betrat sie die Hütte ihrer Mutter.

Das arme Bauernweib aber hatte inzwischen ihren Jähzorn gebüßt und verlernt, und war über die Maßen froh, ihr verlorenes Kind wiederzusehen.

Als die Mutter verstarb, ehelichte das Mädchen einen braven Bauersmann, denn der Kaplan sagte zu ihr: Die Ehe ist heilig. Du aber hast, durch Mariä Fürbitt, Gottsohn schon selber empfangen, so bist du gewißlich jetzt wert, eines braven Mannes Weib zu sein und zu bleiben, darum gehöret einander durch sein göttliches Sakrament, Amen!

Maria erbarmt sich eines abgebrannten Bauern

Du ziehst uns mit gütiger Hand aus dem Abgrund der Verzweiflung.

Der heilige Bernard.

Im Jahre 1727 brannten in einem kleinen oberpfälzischen Dorfe namens Unterwiesenacker dem Bauern Korbinian Zauner Wohnhaus, Stall und Stadel ab, und das ging so rasch, daß nicht einmal das Vieh gerettet werden konnte. Der Bauer und die Seinen mußten froh sein, das nackte Leben zu retten.

Zu damaliger Zeit gab es in der genannten Gegend keine Feuerversicherung, sondern der Brandleider mochte sehen, wie er wieder zu einem Anwesen kam. Es ist darum leicht sich vorzustellen, mit welch traurigem Herzen Korbinian Zauner und seine Familie vor dem glimmenden Schutthaufen standen, worin all ihre Habe ein so klägliches Ende genommen. Zwar kargten die Nachbarn nicht mit Trostworten, als jedoch der Morgen vollends heraufgekommen war – denn das Feuer war nächtlich ausgebrochen – da ging jeder an seine Feldarbeit oder auch sonst seinem Tagwerke nach.

Der so plötzlich verarmte Bauer versäumte keine Zeit mit Jammern, denn dafür sorgten schon Weib und Kinder genugsam, sondern er machte sich auf die Suche nach Leihgeld. Er begann bei den Verwandten, teils in umliegenden Dörfern, teils in der Stadt, woselbst ein Vetter von ihm Bierbrauer war. Diese Gänge brachten ihm freilich nicht einmal das ein, was er dabei an den Schuhsohlen abtrat, und wenn er sich alle die billigen Sprüche gemerkt hätte, womit man ihn abspeiste, so hätte er Vorrat für Kopfweh auf zehn Jahre gehabt. Der Vetter Bierbrauer gab ihm zwar auch kein Geld, jedoch immerhin anständig zu essen und zu trinken, so daß er ein paar Stunden lang seinen Kummer weniger spürte; am anderen Morgen stand dann freilich das Schreckgespenst um so deutlicher vor seinen Augen; denn das Trinken ist und bleibt eine elende Fopperei des Teufels, es dienet nur dazu, einem Unglücklichen blauen Dunst vorzumachen, auf daß er daraus enttäuscht und geschwächt wiedererwache und so den weiteren Einflüsterungen dieses Nutznießers aller Not gefügiger werde.

Unser Bauer ließ sich aber für diesmal noch nicht übermannen, vielmehr setzte er seinen bitteren Rundgang fort. Er probierte es jetzt bei Freunden und guten Bekannten, als bei welchen er zwar auf eine ehrlichere Teilnahme an seinem Unglück, aber nicht auf greifbare Hilfe stieß. Am dritten Tag dieser traurigen Reise vergaß er nicht, einen herzlichen Stoßseufzer zur Mutter Gottes zu tun, er wußte ja, daß seine Aussichten auf ein Darlehen nur noch gering waren. An diesem Tage klopfte er bei entfernteren Bekannten an, auch immer vergebens. Zuletzt aber trat er ein bei einem Manne, der selbst nur ein kleiner Gütler war, indes seit einiger Zeit mit Hilfe zweier seiner Söhne (denn er hatte eine zahlreiche Familie) auf einer verachteten Lehmwiese das Ziegelbrennen begonnen hatte, das ihm etliches Geld eintrug.

classtests.com

Mit diesem Manne hatte unser Abbrändler in der Jugend beim gleichen Großbauern gedient, er selber als erster Knecht, der andere, weil jünger, als Schweinehirt, Kühhüter und in ähnlichem Anfängerdienst, wobei er am meisten gescholten und gepufft und am schlechtesten gefuttert worden war. Es hatte aber den damaligen Knecht Korbinian Zauner immer dieses Buben erbarmt, er hatte ihm mancherlei zugesteckt und ihn überhaupt als Schützling behandelt. Späterhin freilich, als aus dem Buben selber ein fester Knecht geworden, hatten sie einmal Streit miteinander bekommen, da war es aus mit der Freundschaft. Daß sie also eigentlich in Unfrieden geschieden, fiel unserem Korbinian, dem der jetzige Kummer die Erinnerung schwächte, erst ein, als er schon auf der Schwelle stand. Der frühere Mitknecht seinerseits gedachte bei seinem Anblick nicht mehr des letzten Scharmützels, sondern vielmehr seiner armseligen Jugendzeit und der damals erfahrenen Hilfe und Anleitung. So streckte er dem unerwarteten Besucher gleich beide Hände entgegen, bat ihn, sich niederzusetzen, und hörte dann die Geschichte seines Unglücks mit wortarmer, jedoch herzlicher Teilnahme an.

Wenn es nun nach diesem Gütler und Ziegelbrenner gegangen wäre, so hätte er dem so geschädigten Freund seiner Jugend am liebsten gleich alles geliehen, was er in Barem besaß, und die Ziegel zum Bauen auf Borg und ohne Anzahlung gegeben. Aber der Gute verfügte nicht über die volle Macht in seiner Familie, oder auch, er wandte sie ungern an, weil ihm seine schier erwachsenen Söhne in diesem harten Lebenskampf allzeit so willig beistanden und dadurch einen ganz natürlichen Anteil auch an der kleinen Regierung hatten. Diesen Söhnen nun, sowie auch seinem treuen Weibe setzte er das Unglück des Freundes mit kurzen Worten auseinander, vergaß auch nicht, ihn wegen seiner früheren Guttaten zu rühmen, und pflog dann mit ihnen Rates, während der arme Bauer draußen im Obstgarten wartend herumstand. Alle Äste waren schwer von Früchten und herbstlich zur Erde geneigt. Auch hier blickte Korbinian verstohlens zum Himmel hinauf und rief die Mutter Gottes um Fürbitte an.

Gleichwohl aber endigte die besagte Ratssitzung zu seinen Ungunsten. Die Söhne und ihre Mutter waren nicht hartherzig, aber sie brachten vor, sie seien doch selber zu arm und ihrer zu viele, als daß sie die gemeinsam erarbeiteten Notpfennige weggeben und auch noch die Ziegel für den Hausbau dieses Mannes auf Borg brennen könnten. – In großer Verlegenheit teilte der Gütler dem Wartenden die unglückliche Botschaft mit, und nach einigen, noch anstandshalber gewechselten Worten ging Korbinian Zauner trostlos von dannen.

Er wußte niemand mehr, an den er sich noch hätte wenden können. Der Gedanke aber, daß er jetzt in sein Dorf zu den Seinen, die er bei einem Nachbarn in der Scheune notdürftig untergebracht wußte, ohne alle Hoffnung und mit leeren Händen zurückkehren sollte, war ihm recht schrecklich. Er wußte sich überhaupt keinen Rat mehr. Und während er langsam des Weges dahinschritt, dann wieder ratlos stille stand, um schließlich gesenkten Hauptes weiterzupilgern, faßte er den unseligen Entschluß, seinem Leben ein Ende zu machen.

Der verzweifelte Bauersmann war unterdes auf seiner Wanderung gerade beim Habsberg angelangt, es begann schon das Vorholz des Waldes, der den Berghang bedeckt. Unfern lag ein tiefer grüner Weiher. Korbinian fragte sich jetzt nur noch, ob er sich aufhängen solle oder ins Wasser gehen.

Wie es nun aber einmal bäuerliche Art ist, alles mit Bedacht zu tun, so widerstrebte es dem Bauern, sogleich nach gefaßtem unseligen Entschlüsse ans letzte Werk zu schreiten. So am hellen Nachmittag wollte er das überhaupt nicht, sondern doch lieber den Abend abwarten, der ihm die richtigere Zeit für einen solchen Tod zu sein schien.

Er setzte sich daher noch ein wenig ins grüne Moos und sann dem Geschehenen nach. Er dachte, daß er doch sein ganzes Leben lang recht streng gearbeitet, aber daß es ihm unser Herrgott schlecht gelohnt hatte. Er konnte es eben nicht begreifen, daß ihn Gott nach einem harten und rechtschaffenen Leben zu einem Bettler, zu einem Gar-Niemand hatte werden lassen.

Wenn sonach unser Bauer weit entfernt war, in solcher Prüfung den Hiob nachzuahmen, so verblieb ihm doch trotz seines Entschlusses noch einige Gottesfurcht. Das kam gewiß daher, daß er von früh an gewohnt war, alle seine Anliegen jeweilen in aller Stille der lieben Mutter Gottes zu empfehlen. Er pflegte dabei nicht viel Worte zu machen, aber es war in seinem Mannenherzen beschlossen, daß es sich Maria zuwandte, wenn der Himmel zu finster war.

Als in diesem unseligen Augenblick, wo er sich gerade ins Moos niederließ, um den Abend seines Todes zu erwarten, seine Augen gleich seinen Gedanken traurig umherschweiften, sah er durch das Gezweig ein weißes Gemäuer von der Bergeshöhe her leuchten. Es liegt nämlich auf der Spitze des Habsberges ein Gotteshaus, das Maria geweiht und von alters her das fromme Ziel vieler Pilger, besonders der hilfesuchenden, ist. Unser Korbinian mußte nun daran denken, daß er noch vor einem halben Jahr, zu Mariä Verkündigung, dorthin wallfahrten gegangen war.

Daß es jetzt noch Hilfe für ihn gäbe, konnte sich zwar der Bauer nicht mehr vorstellen. Er wußte nicht, wie und bei wem. Aber weil er doch gerne in Frieden mit unserem Herrgott gestorben wäre, erhob er sich wieder vom Moose und stieg den Berg zur genannten Kirche hinauf.

Da oben lag alles still und freundlich in der Herbstsonne, auch das Innere der Kirche voll Sonnenlicht, und als

classtests.com

Korbinian jetzt vor das wohlvertraute liebe Gnadenbild trat, war ihm bei aller Trauer heimelig zumute. Und er sprach in seinem Herzen zu Maria, dieweilen er ganz allein in der Kirche stand: Ich weiß ja schon, daß sich der Mensch nicht selber umbringen soll, sondern daß es eigentlich eine große Sünd ist. Aber schau, Mutter Gottes, ich tu es ja gewiß nicht gern, sondern in dieser elenden Not. Ich tu es nur, weil ich überhaupt nimmer weiter weiß. Mutter Gottes, erbarm dich meiner Familie, ich könnte sie ja eh nimmer erhalten, und leg halt du ein gutes Wort ein für mich bei unserm Herrgott – ich geh ja nicht aus Mutwillen sterben, sondern es bleibt mir nichts anderes mehr übrig …

So stand also der Bauer noch eine Weile und verharrte in seinem Gebet. Weil aber sein Gewissen, des unglücklichen Vorhabens wegen, nicht ruhig werden wollte, sprach er ein andermal zu Maria, seine frühere Rede fortsetzend: Ja, Mutter Gottes, es ist leicht gesagt, daß es eine Todsünde ist, sich selber den Tod geben. Aber wenn ich tot bin, kommen die Meinigen doch leichter irgendwo unter, bei Verwandten oder sonstwo. Andernfalls aber stecken wir all miteinander nur in noch größerem Elend …

Indes merkte Korbinian schon, daß es ihm nicht gelang, mit diesem Gedankengang die liebe Mutter Gottes zu überzeugen, und es dauerte in seinem Herzen die Unruhe fort.

Da rief er ein drittes Mal zu Maria und sprach: Ja, so sag mir doch einen Menschen, Mutter Gottes, zu dem ich noch hingehen kann und irgendeine Hilfe erhoffen! Ich scheu doch gewiß keine Arbeit, das weißt du, es ist wahrhaftig nicht, als ob ich der Arbeit davonlaufen möchte. Aber ich weiß mir keinen Rat mehr …

Seltsamer Weise wurde ihm, der so zur Mutter Gottes rief, jetzt dennoch leichter. Maria sagte ihm zwar auch jetzt nicht, zu wem er gehen solle. Aber er kam sich erhört vor. Warum, hätte er selbst nicht sagen können, denn er wußte jetzt so wenig wie zuvor, was etwa werden sollte. Und trotzdem – dachte er bei sich – trotzdem kommt's mir so vor, als wäre das letzte Wort in meinem Elend noch nicht gesprochen … Mit diesem Gedanken verließ er die Kirche.

Zu seiner Verwunderung aber sah er den Weg herauf eben jenen Gütler und früheren Mitknecht kommen, den er vor anderthalb Stunden verlassen hatte. »Zauner«, rief ihm dieser entgegen, »Zauner, dieses Mal hast du's von der Mutter Gottes einmal richtig erbetet!« – Und als sie nun beisammen standen, erzählte er ihm, was unterdessen geschehen: nämlich, daß es ihm gar keine Ruhe gelassen habe, als er, der Korbinian, so trübselig aus dem Garten hinausgegangen war. Sie hatten sich darum noch einmal zusammengesetzt, die Söhne, die Mutter und der Ziegelbrenner. Zuerst sei es dabei ein wenig laut hergegangen, denn er habe mit Schelten begonnen – nun, aber das wolle er weiter nicht mehr bereden. Tatsache sei, daß die Seinigen jetzt in gutem Frieden dareingewilligt hätten, dem Zauner fürs erste die Hälfte vom Bargeld zu leihen, sodann aber, ihm die Ziegel für einen kleinen Hausbau auf Borg zu geben. Nur abholen müsse er sie selber.

Dies war nun also das rechte Wort noch zur rechten Zeit, nämlich im allerletzten Augenblick. Der Bauer erkannte hierin die Hilfe der Mutter Gottes, dankte ihr noch mehr als dem wackeren Manne und wanderte glücklich in sein Heimatdorf zurück, Unterwiesenacker, das gegen Abend, hinter dem Habsberg liegt.

In späteren Jahren gelang es dem Zauner, wennschon nur durch seine und seiner Familie verdoppelte Arbeit, die gemachten Schulden auf Heller und Pfennig zurückzuzahlen. Da fühlte er sich erst wieder als freien Mann und war wieder glücklich.

Im Gotteshause zu Maria Habsberg aber hängte er eine Votivtafel auf, und es stand darauf geschrieben, daß ihn die liebe Mutter Gottes im letzten Augenblick vor dem freiwilligen Tode bewahrt habe und ihn samt Weib und Kindern errettet aus seiner bittersten Not.

Maria in Paris

Du nimmst hinweg das Urteil von dem Munde des Richters, bis du den elenden Sünder gerettet und mit deinem Sohne versöhnet hast.

Der heilige Bernard.

Im Herbst 1834 kam der Vicomte Alain von … in Paris an. Er zählte damals zwanzig Jahre, war ein frischer schöner Mensch, sorgfältig erzogen und von herrlicher Reinheit. – Die Erlaubnis, nach Paris zu gehen, hatte ihm seine

classtests.com

verwitwete Mutter gegeben, der er mit zärtlicher Verehrung anhing. Sie hatte ihn ungern ziehen lassen, aber sie fürchtete, selbstsüchtig zu sein, wenn sie ihn noch länger festhielte im ländlichen Frieden des Schlosses, das sie im Puy de Dome bewohnten. Es war schließlich an der Zeit, daß er in die Welt ging. In der Stunde des Abschieds erhob sich die Mutter und gab ihm, die Tränen zurückdrängend, ihren Segen, mit dem Zeichen des Kreuzes, im Namen des Dreieinigen Gottes. Sie setzte hinzu: Que la Sainte Vierge te garde – möge dich die heilige Jungfrau behüten! – Der junge Mensch trat die Reise mit allen guten Vorsätzen an.

Er betrat aber Paris mit einer Jahresrente von achtzehntausend Goldfranken, weshalb seine Jugend den guten Vorsätzen sehr kurze Zeit standhielt. Zuerst wollte er nur eben elegant sein, was ihm natürlich vollauf gelang. Die Eleganz erhöhte die Anmut seiner Jugend und die Frauen gaben sich wenig Mühe, ihm das Entzücken zu verbergen, das sie an ihm fanden. In die erste Liebesgeschichte verlockte ihn gleichwohl sein Herz, in die späteren seine nunmehr erwachten Sinne. Und indem er auch der Macht gewahr wurde, die unbestreitbar seiner Jugend, seiner Schönheit und Eleganz innewohnte, machte er wie ein Räuber davon Gebrauch. Durch Arbeit nicht gefesselt, verfiel er der Sinnlichkeit in dem Maße, wie er sie stillte.

Genug – nach ein paar Jahren bestand sein Leben nur noch aus wohlgepflegten Lastern. Der einzige Rest von Scham, der ihm verblieb, äußerte sich darin, daß seine Briefe an die ferne Mutter immer kürzer und immer verlegener wurden. Sie erriet, woran es mit ihm war, und vertraute sich ganz der Fürbitte Unserer heiligen Jungfrau an.

Es kam aber mit Alain so weit, daß er vor nichts mehr Ehrfurcht empfand, indem er alles nur noch mit den Augen der Sinnlichkeit ansah und überhaupt nur noch mit seinen Sinnen zu denken gewohnt war. – Damit ihn aber der natürliche Ekel, der sich gegen das Laster in jedem Menschen zeitweise noch erhebt, nicht etwa nachhaltiger bedrohte, stürzte er sich jetzt in Liebesabenteuer gefährlicherer Art, um so durch den Reiz der Gefahr zu ersetzen, was an Neuheit zu mangeln begann.

Eine hübsche Krämerin, die er irgendwie kennengelernt hatte (denn die Frauen der Gesellschaft langweilten ihn manchmal), aber deren Mann mit der Kraft seiner Arme über ihre Torheit wachte, war seit einigen Tagen das Ziel seiner Wünsche. Da nun der Gatte am Sonntag Verwandte außerhalb Paris besuchen gegangen war, gedachte Alain diese Gelegenheit zu nützen. Es war aber diese Krämerin, ob aus Schamgefühl oder Verlegenheit, bleibe dahingestellt, nicht zu bewegen gewesen, zu ihm in seine Wohnung zu gehen oder auch nur die ihrige am genannten Sonntage zu verlassen. Unfähig geworden, sich etwas zu versagen, wollte sich Alain daher selber zu ihr begeben. Es war dies am ersten Sonntage im September des Jahres 1842, welcher Tag eigens genannt sei, da er für Alain eine Bedeutung erlangen sollte, die dieser noch am Morgen des Tages nicht im Geringsten vermutet hätte.

Am Abend des Sonntages also machte sich Alain zu Fuß auf den Weg; denn einen Wagen wollte er der Auffälligkeit halber nicht gebrauchen. Es war aber noch in der Dämmerung, und er fand, daß es noch zu früh sei. Auf seinem Wege kam er in langsamem Dahinschlendern an einer Kirche vorüber, die Unsere Liebe Frau zum Siege geheißen wird. In dieser Kirche fand gerade eine Abendandacht statt; es war nämlich dort die Erzbruderschaft des heiligsten und unbefleckten Herzens Mariä versammelt; woraus wohl deutlich hervorgeht, daß in der Stadt Paris nicht nur dem Fleische gedient wird. Es gingen nun gerade einige Leute in diese Kirche, und aus der sich öffnenden Türe hörte Alain den frommen Gesang herausklingen. Nicht recht wissend, was mit sich, weil es ihm ja noch zu früh war, beginnen, vielleicht auch in einer unbestimmten Erinnerung an die vergessene edlere Gewohnheit, wollte er auch für einen Augenblick eintreten, und tat es. Zur eigenen Überraschung stand er also plötzlich in der Kirche.

Am darauf folgenden Montag betrat ein vornehm gekleideter Mann die Sakristei der Kirche »Unserer Lieben Frau zum Siege« und bat den Pfarrer um eine besondere Unterredung. Der Pfarrer führte ihn sogleich in sein Zimmer.

Dort angelangt, begann der fremde Besucher zu sprechen, und er sagte: »Hochwürdiger Herr, Sie haben vor sich einen Menschen, der von Laster strotzt. Ich weiß nicht, was größer ist: meine Schamlosigkeit oder der Abscheu, mit dem ich mich selber verachte. Aber ich verachte mich grenzenlos. Ich ersticke vor Lasterhaftigkeit – und noch mehr ersticke ich an meinem Abscheu gegen mich selbst. Helfen Sie mir, helfen Sie!«

Der Priester war nicht wenig erstaunt, aber er faßte sich um so rascher und antwortete lächelnd: »Sie irren sich, lieber Herr, Sie irren sich ganz gewaltig. Ihnen ist schon geholfen! In dem Augenblick, in dem mir ein Mensch sagt, daß er ersticke an Abscheu gegen sich selbst, weiß ich vielmehr, daß er zum erstenmal wieder an die freie Luft gekommen ist! An die Luft der Barmherzigkeit Jesu! Fassen Sie sich, lieber Herr, freuen Sie sich! Es ist nur die Gottesluft, die ungewohnte Gottesluft, die Sie benommen macht! Gnade ist es, lieber Herr, die allerfrischeste Gnade, die Sie überwältigt haben muß!« – Und er segnete ihn sogleich mit dem Zeichen des Kreuzes.

Darauf erzählte, nicht ohne Tränen, der Besucher, daß er gestern, ohne eigene Absicht, in die Kirche getreten sei und der Andacht der Erzbruderschaft Mariä beigewohnt habe. Zuerst habe ein Bischof die Kanzel bestiegen, er habe ihm

classtests.com

ganz gleichgültig zugehört. Dann aber habe er, der Pfarrer, von der Kanzel herab den Brief eines jungen Menschen verlesen, der sich darin als Sünder bekannt und um Gebet für seine Bekehrung gebeten habe. Daraufhin habe der Pfarrer mit unendlicher Wärme die Versammlung zur Anrufung Marias, der Zuflucht der Sünder, für diesen Menschen ermuntert und selber das Gebet begonnen.

»In diesem Augenblick«, fuhr der Besucher fort, »war ich plötzlich wie vom Blitze getroffen, so furchtbar erschüttert! Was jener Sünder in seinem Briefe bekannt hat, ist gleichsam eine Kinderei gegen mein Leben in den letzten acht Jahren … Dieses mein Leben nun habe ich in diesem einzigen Augenblick, wie im Licht eines Blitzes, überleuchtet gesehen – und der Anblick war so unnennbar häßlich, von einer solchen Scheußlichkeit, daß ich Mühe hatte, nicht laut hinauszuschreien, ja, meine ganze Schande in die Halle der Kirche hinauszuschreien! Ich stand nun gerade an der Seitenkapelle vor dem Liebfrauenaltar, das hatte ich zuerst gar nicht bemerkt. Im Bedürfnis, mich aus der Menge zu flüchten, um nicht vor ihren Augen zusammenzubrechen, habe ich mich in diese Kapelle gestürzt. Was dort in mir vorgegangen ist, zwischen der heiligen Jungfrau und mir, vermag ich noch gar nicht mit Worten zu sagen. Aber ein Bild kam mir vor Augen, das Bild meines Abschieds von meiner Mutter, die mir damals gesagt hat: Möge dich die Jungfrau behüten … Sicher ist, daß ich jetzt nicht mehr so weiterleben kann. Ich gehe an Selbstverachtung zugrunde, wenn ich nicht sogleich ein anderes Leben beginne. Aber das will ich, das will ich … ohne allen Verzug …«

Der so sprach, war niemand anders als der Vicomte Alain. Er begann nicht nur ein anderes Leben, sondern setzte es auch fort und verharrte in ihm. Dieser Bekehrte gehörte in der Tat späterhin zu den christlichsten Edelleuten Frankreichs, ausgezeichnet durch wahrhafte Tugend und dafür bekannt, daß er sie ohne alle Abirrung übte.

Der Tag aber, an dem seine Bekehrung erfolgte, war der Tag Mariä Namen. An eben diesem Tage hatte seine Mutter, wie er alsbald durch ihren Brief erfuhr, der heiligsten Jungfrau das eigene Leben angeboten, damit Marias Fürbitte ihrem Sohne die Gnade der Umkehr erwirke; der Brief brachte daher dem Edelmann auch die Nachricht, daß seine Mutter in einen Marienorden eintreten werde. –

Maria am Foltertag

Da wird meine Ruhe und der Ort meiner Buße sein.

Der Edelmann von Schenkenberg.

Der Ledergerber Johann Stamm lebte gegen Ende des 16. Jahrhunderts zu Rottweil am Neckar und hatte damals sein Weib durch den Tod verloren, während ihrer beider einziges Kind, eine Tochter, erst vierzehn Jahre zählte. Es war aber dieses Mädchen kein hilfloses Geschöpf, sondern nach der Mutter Tod übernahm es das Hausregiment und führte dieses so tapfer und besonnen wie nur irgendeine Hausfrau. Der Ledergerber befand sich dabei so wohl aufgehoben, daß, wenn immer er das Grab seines Weibes heimsuchte, er es niemals unterließ, ihr im Geiste für die feste Erziehung zu danken, die aus der Tochter einen solchen Menschen zu machen geholfen. Andererseits faßte Johann Stamm vor seinem wehrhaften Kinde einen absonderlichen Respekt und lohnte ihr die umsichtige Arbeit, indem er sich nicht im Geringsten in die fraulichen Geschäfte des Hauses einmischte, sondern dem Mädchen dieses Feld ohne Einrede überließ. Mit diesem Hauswesen fuhren Vater und Tochter gut und standen so in Ehren, daß, wenn bei einem Nachbarn ein halbwüchsiges Mädchen ausgescholten wurde, man nicht selten hören konnte, es solle sich endlich ein Beispiel an Emma Stamm nehmen.

Stamms Emma, so nannte man sie gemeinhin, war freilich auch in manch anderer Hinsicht ihren Altersgenossinnen um etliche Längen voraus. So z. B. hatte sie ihrer Mutter, als diese auf dem Sterbebett lag und seufzte, sie müsse allzufrüh fort, und sie sehe schon ihre Nachfolgerin einziehen, weil Emma doch noch ein Kind sei – mit vielen Tränen, aber deshalb nicht weniger sicher geantwortet: arbeiten werde sie für zwei, und die Dienstboten sollten ihr nicht über den Kopf wachsen, so werde sie schon sorgen, daß der Vater ihr keine zweite Mutter gebe! – Woraus ersichtlich ist, daß dieses beherzte Mädchen wußte, was es wollte, und auch der Kraft nicht ermangelte, seinem Willen Folge zu geben.

classtests.com

Was den Ledergerber anlangt, so schien er sich freilich nicht mit der Absicht zu tragen, den Witwerstand aufzugeben; nicht einmal eine Anspielung kam je über seine Lippen. Er hatte aber eine weitschichtige Base, die Ursula Buchnerin aus Heilbronn, etwa fünfunddreißig Jahre zählend, die den Vetter Ledergerber vor seiner Verehelichung nicht ungern gesehen und auch, obschon in allen Züchten, sich damals insgeheim gegrämt hatte, nicht seine Erwählte geworden zu sein. Hinterher, wie es sich ziemte, schlug sie sich diesen Gram alsbald aus dem Sinne. Es besaß nun aber diese Jungfer zwei Gültbriefe auf Häuser in Rottweil, wovon einer fällig wurde zu einer Zeit, als der Ledergerber Stamm etwa zwei Jahre verwittibt sein mochte. Da sie hoffte, der Vetter werde sie bei der Anlage des Geldes beraten, fuhr sie dieserthalben nach Rottweil, kurz vor der Fälligkeit ihres einen Schuldbriefes. Am Tage ihrer Ankunft fiel Stamms Tochter in ein hitziges Fieber, dem sie trotz ihrer Festigkeit nachgeben und sich zu Bert legen mußte. Als sie nach drei Tagen wieder hergestellt war, eröffnete ihr der Vater bei der Abendmahlzeit und in Gegenwart der Base, daß er sich mit dieser zur Hochzeit versprochen hatte. Das Mädchen, bei Erhalt dieser Kunde, wurde blaß wie der Tod, und sei es, daß sie des kindlichen Respektes völlig vergaß, sei es, daß sie nicht anders konnte, sie verließ für dieses Mal das Zimmer, ohne auch nur ein Wort zu erwidern. Diese plötzliche und allzugroße Entfremdung mußte späterhin der kindlichen Pflicht und der guten Sitte wieder weichen, aber im Herzen des Mädchens blieb die Bitterkeit unausrottbar zurück.

In Ansehung des Umstandes, daß sie selber schon an Zahl der Jahre und noch mehr an Zuverlässigkeit und Fleiß über das Kindesalter gänzlich hinaus war, konnte es niemand verwundern, daß nach dem Einzug von Stamms neuer Hausfrau zwischen den beiden weiblichen Wesen, zuerst heimlich, dann offen, der Streit entbrannte. Das Mädchen ließ hierbei wohl die geziemende Zurückhaltung missen, so daß es zuweilen gar laut herging im Hause. Mit der Zeit wurde es stadtbekannt, daß bei Stamms der Unfriede herrschte; die Bürgersfrauen verurteilten des Ledergerbers zweite Heirat, die Männer hingegen, wenn er geschäftlich oder gesellig irgendwohin kam, aber zum Unterschied gegen früher mit verdrossener Miene, spotteten ihn dessentwegen weidlich aus.

Diese Menschen, Vater, Tochter und Gattin, waren alle drei von gutem Willen beseelt, und des Abends, wenn jeder für sich sein Gebet verrichtete (denn sie hatten sich nun einmal nicht zum gemeinsamen Beten entschließen können), schämte sich immer auch jedes über den vorgefallenen Streit, klagte sich an, den schlechten Ruf des Stammschen Hauses zu verschulden, und nahm sich für den folgenden Tag das Beste vor. Aber wenn das Mädchen des Morgens dann der neuen Mutter begegnete, war der gute Vorsatz vergessen und der Krach sogleich wieder da. Frau Ursula ihrerseits, obwohl eher von sanfter Gemütsart, geriet allmählich auch in eine gereizte Verfassung und, entgegen ihrem eignen besseren Wollen, gab auch sie manches grobe und große Wort aus, das nicht in kleinere Münze gewechselt zu haben sie nachträglich, aber vergebens bedauern mochte. Der Ledergerber, dem die Vermittlung, die er anfangs des öftern versuchte, überaus schlecht bekam, war schließlich zuweilen froh, zu seiner Arbeit flüchten zu können. Kurz, das Leben im Hause Stamm war in der Tat nicht viel besser als der Ruf, in den es geriet. Ungerecht aber waren die Nachbarn, Freunde und Verwandten sicherlich darin, daß sie alle Schuld dem Ledergerber und der Frau Ursula gaben, hingegen in dem jungen Mädchen nur ein armes Opferlamm sehen wollten; denn für ein solches war Emma teils zu jähzornig, teils zu stark.

So schlecht also standen die Dinge, als am 17. Juli des Jahres 1598 die jetzt achtzehnjährige Tochter Emma Stamm plötzlich verschwunden war. Niemand wußte wohin, auch der Vater nicht. Hingegen wußte dieser nur zu gut, daß just am Morgen dieses Tages der bisher allerübelste Streit zwischen dem Mädchen und Frau Ursula losgeplatzt und ausgefochten worden war. Mittags dann hatte das Mädchen noch mit am Tische gesessen, hatte aber den Mund nicht ein einziges Mal aufgetan. Abends war es verschwunden.

Der Ledergerber und sein Weib verbrachten, wie sich leicht denken läßt, eine schlechte Nacht; die Sorge um das einzige Kind, daneben eine natürliche Angst vor dem Aufsehen, das dessen Verschwinden machen und allen häuslichen Kummer aufs neue dem Geschwätz der Mitbürger ausliefern mußte, – dies und dazu noch mancherlei trübe Gedanken, die, je mehr der Mann sie aus Liebe und Zartsinn gegen Frau Ursula verbarg, desto leichter von ihr erraten werden konnten, raubten dem Ehepaar die innere Ruhe so gut wie die äußere, den Schlaf. Am andern Morgen schickte der Vater Botschaft an alle verwandten Familien in der Gegend, man möchte doch, falls die Tochter bei ihnen etwa einkehre oder schon eingekehrt sei, ihm unverweilt Nachricht geben und der Tochter gütlich zureden, seines Grames und ihrer Kinderpflicht eingedenk zu sein. Aber man wußte nirgends etwas von Emma.

Inzwischen begannen sich auch schon die ersten Gerüchte in der Stadt zu bilden, es hieß, das arme Mädchen habe sich wegen der Hartherzigkeit der Frau Ursula ein Leid angetan, andere aber sagten, sie sei mit einem heimlichen Liebhaber durchgebrannt, um sich so über die häusliche Unbill zu trösten. Diesen Nachreden stellte sich der Ledergerber heftig entgegen, wobei ihm auch der Pfarrer zu Hilfe kam, indem er es den Leuten verwies, einem

classtests.com

christlichen Mädchen unter dem Anschein des Mitleids sogleich das Allerschlimmste anzudichten. Vater Stamm konnte freilich nicht leugnen, daß es im Hause manch unseligen Streit abgesetzt habe; aber, sagte er, dafür könne er sich verbürgen, daß sein Kind nicht Hand an sich selber gelegt oder seine Ehre an einen Liebhaber weggeworfen habe. – Ungeachtet des bittern Kummers wollte er keinen Augenblick an den Tod seiner Tochter glauben; da müßte ihm noch ganz anders zumute sein, denn es sei doch sein eigen Fleisch und Blut; er wisse gewiß, daß sie lebe.

Das Gerede der Leute nahm jedoch jetzt eine unvorhergesehene und noch bei weitem schlimmere Wendung, die sich dem Ledergerber und seinem Weibe zuerst nur mittelbar kundtat, indem nämlich kein Mensch mehr mit ihnen reden wollte, sondern ihnen jeder geflissentlich auswich und man sie mehrere Tage mied gleich als eine Pest. Eines Morgens aber kamen die Büttel in das Haus des Bürgers Stamm und führten diesen mitsamt seinem Weib in den gerichtlichen Gewahrsam; sie wurden beschuldigt, die Tochter ermordet zu haben.

Die Meinung der Leute kehrte sich mit solchem Zorn gegen die vermeintlichen Übeltäter, daß sogleich der Prozeß gegen sie angesetzt wurde. Sie beteuerten ihre Unschuld. Aber weil der häusliche Unfrieden seit langem stadtbekannt war und von ihnen nicht abgeleugnet werden konnte, entschied das Gericht, daß sie auf der Folter befragt werden sollten.

Seit dem Verschwinden des Mädchens waren zwei Wochen verstrichen, die Folter war auf den folgenden Tag angesetzt worden.

Der Pfarrer, dem sowohl diese Unglücklichen wie auch das verschollene Mädchen, trotz all ihrer gehabten Zwistigkeiten, als rechtschaffene Christenmenschen bekannt waren, suchte die Angeschuldigten noch am Vorabend in ihrem Kerker heim. Weil er selber nicht an ihre Schuld zu glauben vermochte, sprach er ihnen Mut zu; Gott habe die Menschen schon vor, auf und selbst nach der Folter gerettet. Nachdem er von ihnen fortgegangen war, tröstete Herr Stamm sein Weib mit gar herzlichen Worten. Sie erwiderte nichts und sprach überhaupt nichts, sondern schaute ihm mit einem stummen Blick ins Gesicht und dann griff sie nach ihrem Rosenkranz. Der Ledergerber aber, diese stille Ergebung ins schwärzeste Unglück mit Bewunderung gewahrend, rief unter Tränen aus: »O du gutes Weib, ja, zur Mutter Gottes laß uns all unsere Zuflucht nehmen! Wenn es dir recht ist, so wollen wir, sofern sie unsere Unschuld zu Tag bringt, dann zu Unserer Lieben Frau in Einsiedeln wallfahrten gehen!« Und sie verlobten sich gemeinsam zu dieser, unter den obwaltenden Umständen nicht mehr wahrscheinlichen Pilgerfahrt.

Der Morgen des Foltertages brach an. Noch vor der festgesetzten Stunde erschienen Richter und Büttel, an ihrer Seite aber die ermordet geglaubte Tochter, und sogleich wurden die Eheleute in Freiheit gesetzt. Unsere Liebe Frau von Einsiedeln hatte geholfen.

Hier war also ein großes Wunder geschehen, zwar zur rechten Zeit zu seiner Vollendung geführt, jedoch keineswegs in so plötzlicher Weise, wie es den glücklich Befreiten und der ganzen Stadt Rottweil im ersten Augenblicke schien. Vielmehr hatte es mit dem Hergang eine ganz klare, obschon nicht weniger gottvorgesehene Bewandtnis.

An jenem späten Nachmittag nämlich, an welchem die Tochter mit schweigendem Trotze das elterliche Haus verlassen, war sie, ohne irgendeinen anderen Plan als den der Flucht, in heimlicher Eile aus der Stadt fortgerannt. Mit dem Abend aber kam auch schon das schlechte Gewissen über sie. Weil sie trotzig und hartnäckig war von Charakter, kehrte sie deshalb keineswegs um. Indes fiel ihr jetzt ein, daß sie sich auf der nämlichen Straße befand, auf welcher sie vor etlichen fünf Jahren mit dem Vater und der seither verstorbenen leiblichen Mutter ihre erste Reise im Leben getan; dies war nämlich auch eine Wallfahrt nach Einsiedeln gewesen. Nichts hatte sie besser im Gedächtnis als den damaligen Weg, all die Märkte und Städte, durch die sie mit den Eltern gekommen. Einesteils, um ihrem schlechten Gewissen Genüge zu tun, andernteils aber doch auf ihrem Trotze beharren zu können, beschloß dieses Mädchen, die Flucht in eine Pilgerfahrt zu verwandeln. Sie wollte Unsere Liebe Frau bitten, dem Unfrieden, unter welchem sie, obgleich daran selber nicht schuldlos, seit zwei Jahren so heftig gelitten, für immer ein Ende zu setzen. Lang war die Reise; aber nach Ankunft am Ziel verflog vor dem Gnadenbild all ihr bitterer Trotz, reumütig bekannte sie Unserer Lieben Mutter die törichte Flucht, flehte sie inniglich an, ihr für immer die Kraft zur Bändigung ihres eigenen hitzigen Wesens von Gott zu erbitten, und mit allen guten Vorsätzen bewaffnet, begab sie sich schon am andern Tag auf die Heimkehr. Es kam ihr auch vor, als ob ihre leibliche abgeschiedene Mutter sie selber im Geiste zur Eile anmahnte. Es mag zwar auch ihr Gewissen sich dieser Stimme weislich bedient haben, jedenfalls fand sie jetzt keine Ruhe mehr auf ihrem Weg. Am letzten Abend wollte sie trotz großer Furcht auch die Nacht noch durchwandern, stieß aber dann in einem Dorfe auf ein abgehendes eiliges Fuhrwerk nach Rottweil, welches sie mitnahm. Eingerechnet diese Verkürzung der Reise, hatte sie immerhin den Rückweg von Einsiedeln nach Rottweil in einer kürzeren Zeitspanne bewältigt als irgendein Pilger vor ihr. –

classtests.com

In der Anrufung Unserer heiligen Jungfrau hatten sich der Vater, Frau Ursula und die Tochter versöhnt, noch bevor sie durch ihre Hilfe zur äußeren Versöhnung gelangten. Der Frieden der Liebe folgte dem ausgestandenen Schrecken. Und als Emma nach einigen Jahren einem eigenen Hauswesen vorstand, brauchte ihr kluger Gemahl, so oft sie drohte in den alten Jähzorn zu fallen, sie nur an die Mutter Gottes von Einsiedeln zu mahnen, und sogleich kehrte sie zu ihrer sonst großen Vernunft zurück.

Unsere liebe Frau zu Eberhardsklausen

Wer Maria findet, findet das Leben, nämlich Jesus Christus, welcher ist der Weg, die Wahrheit und das Leben.

Der selige Ludwig Maria Grignion von Montfort.
(»Vollkommene Andacht zu Maria«)

In dem Dorfe Esch des Kreises Daun, dem Bistum Trier zugehörig, lebte ums Jahr 1400 ein frommer Bauersmann mit Namen Eberhard. Es hauste dieser Mann seit dem Hinscheid seiner Eltern allein in seiner Hütte, und er gedachte auch fürderhin ehelos zu bleiben und allein. Warum, wußte niemand, denn er war allerwärts wohlgelitten und heitern Gemütes. Es fand sich auch von außen nichts Absonderliches an ihm; aber insgeheim trug er eine große Liebe zur Mutter Gottes, das machte ihn allezeit froh, und er wollte gern im Stande der Ehelosigkeit verbleiben. Der Himmel wußte um dieses Bauersmannes ausnehmende Reinheit, und auf Erden sein Beichtvater. Im übrigen arbeitete Eberhard in Stall und Feld, wie die andern Bauern auch. Bei Esch kreuzen sich drei Straßen, deren jede zu einer großen Stadt führt, die eine nach Trier, die andere nach Köln, die dritte nach Mainz, und mag diesertwegen der Kreuzung eine sonderbare Bedeutung zukommen; denn ingleichen führt ja jeder Weg, von hier aus, in eine uralte Bischofsstadt, und in ihrer jeder großen, heiligen Dom. An diesem Scheideweg just aber lagen des Bauern Eberhard Wiese und Hütte.

Es mochte somit nicht von ungefähr sein, daß es Eberhard in den Sinn kam, an diesem Scheideweg einen Bildstock der Schmerzhaften Mutter Gottes aufzustellen. Ging er des Morgens an sein Tagewerk, so suchte er zuerst noch das Standbild der Mutter Gottes heim, verrichtete dort sein Gebet, zündete das Lämplein vor derselben an und schmückte es von Zeit zu Zeit mit Blumen. Auch gab er sich redlich Mühe, zu gleicher Verehrung Marias seine Nachbarn anzueifern. Nicht zuletzt aber war so den Wanderern, Reitern und Fuhrleuten, welche zahlreich hier vorüberzogen, eine freundliche Gelegenheit zu einem frommen Stoßseufzer errichtet.

Indem dieser Bauersmann solchermaßen auf Huldigungen vor der Himmelskönigin bedacht war, blickte sie selbst mit Huld aus diese Stätte. Gar bald bekannten so manche, die vor diesem Bildstock zur Mutter Gottes gefleht hatten, ihnen zuteil gewordene Erhörung und Gnadenerweisung. Dadurch entstand ein großer Zulauf des Volkes, so daß zu Zeiten mehr Leute um die Muttergottessäule versammelt waren, als in manchem Gotteshause zu finden. So konnte es nicht ausbleiben, daß Eberhards Name in vieler Leute Mund kam. Als er jedoch – weit entfernt an eigene Ehre zu denken – eines Tages einen Traum erzählte, worinnen er von einer hehren Frau aufgefordert worden, über der Muttergottessäule eine Kapelle zu erbauen, ward er statt erhoffter Hilfe nur allenthalben verspottet. Es ist dieses ja häufig der Gang der Dinge, und unser Dank fällt meistens viel kürzer aus als unsere Bitte. Eberhard seinerseits, obwohl er ein zweites und ein drittes Mal jene himmlische Mahnung im Traum erfuhr, hätte vielleicht niemals gewagt, allhier den Grundstein zu seinem späteren Werke zu legen, hätte ihn nicht sein Pfarrherr und Beichtiger eigens ermuntert.

Nach solcher Ermunterung aber gedachte er nicht länger jener Spottreden, durch deren Pfeile der Böse gehofft hatte, Eberhards Arm zu lähmen; sondern er dachte jetzt ganz wie der Pfarrer – dieser hatte nämlich gesagt, die Mutter Gottes werde wohl wissen, warum sie diesmal von einem kleinen Bauern eine Kapelle gebaut haben wolle, statt von einem großen Herrn. So grub denn Eberhard selbst auf einem passenden Platze den Grund aus, legte den ersten Stein und baute immer weiter. Da er aber Geld, Kalk, Ziegel und alles, was zum Bauen nötig war, nicht aus Eigenem beizustellen vermochte, ging es nicht anders, als daß er dafür Almosen suchte. Dieses tat er denn auch ohne weitere Furcht und mit seinem gewöhnlichen Frohsinn, und weil er in seinem Herzen niemals an sich, sondern allezeit nur in aller Geduld an Maria dachte, lag der Segen Gottes auf allen seinen Bittgängen. Marias Ehre ist ja Gottes Ehre, denn sie selber, obschon aller Ehren so würdig, gibt alle Ehren an Gott, der aus ihren läuternden Händen sie tausendmal

classtests.com

lieber denn aus unfern unreinen empfängt. Und so wurde denn Eberhard alles, was er brauchte, immer zur rechten Zeit noch geliefert, niemals stockte der Bau. Zuletzt stand eine freundliche Kapelle da, und der Zulauf des Volkes, seiner Gebete Erhörung mehrte von da ab sich täglich. Auch hängten die Leute Tafeln an die Wände, um Marias Gnadenerweisungen zu bezeugen, zurückgelassene Krücken erzählten von geschehener Heilung der Kranken, eiserne Ketten die Befreiung aus schmählichem Kerker, all dies durch die Fürbitte der Allerseligsten Jungfrau.

Bis dahin ging alles gut, aber wie hätte dies nicht den Bösen zu wütenden Anschlägen reizen sollen, ihn, der Maria noch mehr haßt als Gott den Herrn! Denn alle Gnade kommt ja den Vorherbestimmten durch die Hand Marias zu, und daß sie, ein Mensch, von der Allerheiligsten Dreifaltigkeit als die Verteilerin göttlichen Gnadenreichtums, zur Mutter der Kirche Christi bestellt ist, dies quält den Bösen ohne Unterlaß in seinem Stolze, macht ihn zu Marias Todfeind und treibt ihn täglich zu neuen Anschlägen, – auf daß wahr werde, was geschrieben steht: es ist Feindschaft gesetzt zwischen dir und dem Weibe! –

Der Böse also, schon aus Erfahrung wissend, welche Kraft und Segen von Marias Gnadenorten ausgehen in die Welt, hatte die Hoffnung nicht aufgegeben, des Bauern Eberhard frommes Werk wieder zu zerstören.

Als nämlich der Kapelle allmählich Weihgeschenke, Stiftungen und Opfer in Menge zu gewendet wurden, regten sich Mißgunst und Gewinnsucht in den Herzen vieler Menschen zugleich, auch solcher, von denen man es sich nicht hätte versehen. Diese, da sie die Mutter Gottes selbst schicklicherweise nicht angreifen konnten, hielten sich an ihren einfältigen Diener, und sie setzten dem Bauern Eberhard mit vielen verfänglichen Fragen zu: wer den Grund und Boden, wer die Erlaubnis zum Bau und noch dazu zum Bau eines heiligen Hauses gegeben? wer ihn, den Eberhard, zum Verwalter der eingegangenen Opfer bestellt? wer ihn ermächtigt, der doch nur ein dummer Bauer sei, neben der Kapelle wie ein Klausner zu leben?

Diese Menschen brachten es zuwege, daß Eberhard von der Obrigkeit gefangen gesetzt und wie ein Verbrecher verwahrt wurde. Die Statue der Mutter Gottes aber wurde nach Piesport geschafft. Dies letztere tat unserm Eberhard bitterlich weh, hingegen was mit ihm selber geschah, ertrug er mit stiller Geduld. Es wurde ihm nämlich der Prozeß gemacht, und dieser hing lange vor den Richtern. Es fehlte nicht an solchen, die den Bauersmann als den eigenmächtigen und schlauen Begründer einer fetten Kapellpfründe ad usum proprium, das ist: zu eigner Nutznießung, hinstellen wollten, aber weil sich erwies, daß er nach dem Kapellenbau noch kärglicher gelebt als zuvor, ferner daß alle Opfer und Geschenke zu Nutzen der Kapelle umsichtig, mit Raten und Wissen auch anderer ehrbarer Männer verwahrt und verwaltet worden, und weil man auch sonst nichts an Eberhard zu bestrafen fand, so ließ man ihn endlich wieder frei. Auch gab man ihm jetzt seine Statue wieder zurück, die er nicht ohne Tränen an ihre Stätte in die Kapelle zurückbrachte.

Es hatte aber dieser Mann alsbald im Traum eine neue Erscheinung, durch diese ward er gemahnt, aus der Kapelle nunmehr eine Kirche zu schaffen. Ohngeachtet der schmerzlichen Erfahrungen, welche er im Dienste Marias schon als Kapellenbauer gemacht hatte, erschrak er nicht über den neuen und größern Auftrag, sondern im Traume mußte er ein wenig lachen und sagte: eja, Herrin, schon für die Kapelle haben sie mich eingesperrt, was wird es erst setzen, wenn ich jetzt mit einer Kirchen anfange!

Zuerst jedoch, insoweit es das Bauen selber betraf, ging alles wieder absonderlich gut. Der Sinn der Leute war wie verwandelt. Ehe noch Eberhard darum bat, trugen ihm Künstler und Handwerker ihre Hilfe an und versprachen ihm ungefragt, mit der Bezahlung bis zu beliebiger Zeit zu warten. Hohe und Niedere brachten Geld, die Bürger wetteiferten mit den Bauern.

Alles war so leicht, einfach und licht, als sei es jetzt März in den Herzen aller Menschen jenes Landes geworden, und eitel Wonne das irdische Leben der Diener Gottes und Marias. Indes unserm Eberhard, teils als einem bedächtigen Bauersmann, teils als einem schon geprüften Menschen, war die Wetterkunde zu geläufig als daß er erhoffte, es ginge nun immer so glücklich weiter. Sondern er dachte bei sich: Ich will bauen mit aller Eile, so lang es still ist und trocken, damit ich diese gute Jahreszeit in meinem Mariendienst genutzt zu haben gewiß bin!

Es kam auch bald ein neuer Sturm, und dieser tobte viel heftiger als je einer zuvor. Der Pfarrer von Piesport glaubte in dem ganzen Vorgange, nämlich darin, daß hier ein einzelner Mensch aufstehe und eigenmächtig eine Kirche Gottes bauen wolle, Dinge wahrzunehmen, die bedenklich wären für Gegenwart und Zukunft; ein solches Tun widerstreite der gesetzten heiligen Ordnung, der gottgewollten Einheit in Haupt und Gliedern. – Daß der Bauersmann Eberhard

classtests.com

unter dem Befehle Marias handle, der Mutter der Kirche, und daß er, bevor er seinerzeit den Bau der Kapelle gewagt, sich erst hatte von seinem Beichtiger und Pfarrherrn zum Vollzuge jenes Befehles anweisen lassen – denn als ein demütiger Mann hatte er solchermaßen die gehabte Erscheinung der Prüfung unterstellt – dieses bedachte der Pfarrer von Piesport nicht oder mochte es auch nicht für ausreichend halten. Kurz, er brachte Klagen gegen Eberhard vor den Generalvikar, dann vor das Kapitel zu Trier und zuletzt vor den Bischof von Brixen, den Kardinal Nikolaus von Cusa, der damals apostolischer Legat in den Rheingegenden war. So triftig schienen seine Gründe, daß dem Eberhard unter der Strafe des Kirchenbannes geboten wurde, den Bau einzustellen.

Eberhard klagte seine Not der schmerzhaften Mutter Gottes, und er sprach zu ihr in seinem Herzen: O gnädigste Frau Königin, auf dein Geheiß hab ich angefangen, eine Kirche zu bauen, nun aber soll ich dafür verbannt werden aus der Kirche Christi, Gottes und deines Sohnes!

Sprach die Mutter Gottes lächelnd und huldreich zu ihm: Gehorche du nur mir wie bislang, aber bleibe ingleichen dem gottbestellten Priester der Kirche gehorsam! Gott wird es weisen, daß hierin nimmer ein Widerspruch sein kann.

Da wanderte der Bauer Eberhard zu dem Kardinal und flehte ihn inniglich an um Erlaubnis, den Bau vollenden zu dürfen, wie ihm geheißen.

Aber des Pfarrherrn Gründe waren mächtiger als die Bitten des Bauern; diesem oblag also nur, dem geistlichen Obern zu gehorchen; still und gesenkten Hauptes schlich er in eine Herberge der Stadt; doch das Lichtlein der Hoffnung erlosch nicht in seinem geduldigen Herzen.

Gegen Abend aber verfiel der Kardinal in eine plötzliche Krankheit, deren Gefahr er aus der düstern Miene des Arztes ebenso sehr wie aus den eigenen Schmerzen erkannte. Da wandte er sich, wie nicht anders zu erwarten, um Hilfe an unsere allergroßmächtigste Fürbitterin im Himmel, Maria. Und er wurde inne bei sich, daß sein jüngster Entscheid einer tieferen Prüfung bedürfe; derselben jedoch, die er unter Schmerzen auf seinem Krankenbett vornahm, nicht standhalten konnte. Darum gestattete er jetzt den Bau der Kirche zu Esch und sagte dem Bauern auch seine tätige Hilfe zu, sofern eine solche zu leisten ihm etwa die wiederkehrende Leibesgesundheit erlaube. Darauf genas er.

Nach ihm aber wurde auch der Pfarrer von Piesport für den Bau auf herrliche Weise gewonnen. Er hatte nämlich eine christliche Frau mit den Heilsmitteln unserer Kirche zum letzten Edenkampfe versehen, da behauptete diese, sie werde gewiß wieder gesund, wenn nur der Pfarrer in der noch nicht vollendeten Kirche für sie das heilige Meßopfer darbringe. Nun kam die Reihe des inneren Kampfes an den Pfarrer von Piesport, aber weil er aus gutem Gewissen gehandelt, widersprach er der Frau zuerst heftig und schlug es ihr ab. Indes, Beharrlichkeit ist eine der besonderen Tugenden frommer Frauen, so hörte auch diese hier nicht aus, zu bitten und zu beschwören. Es fiel dem Pfarrer sehr schwer, doch endlich ließ er einen Tragaltar in die angefangene Marienkirche bringen und las daselbst die heilige Messe. Als er nach der Messe zu jener Frau hinging, fand er sie gesund und wohlauf. Da staunte der Pfarrer und war mit dem Kirchenbau ausgesöhnt.

Das Gotteshaus aber ward in Frieden vollendet und im Jahre des Herrn 1449 eingeweiht. Bald darauf starb Eberhard, denn seine irdische Kraft hatte er vollends ausgegeben für diesen Bau; sein Heimgang erfolgte am Feste Mariä Geburt, das ist an seiner und unserer Königin hohem Geburtsfest. Zu Füßen des Frauenaltars wurde der Bauer beerdigt, der Ort aber erhielt nach ihm seinen Namen, ist zur Eberhardsklausen geheißen und seither die Zuflucht viel frommer Pilgerschaften geworden.

Maria hilft dem Geächteten oder die Bekehrung des Gonsalvus

»Lilie, die alle andern Blumen übertrifft,
wunderbare Morgenröte, Klarheit ohne Schatten,
du stehst den Sündern bei in allen Nöten,
bist im großen Sturme Hafen der Sicherheit.«

Aus einem Lied der katalonischen Krieger.

classtests.com

Gonsalvus lebte als Jüngling in seiner spanischen Heimat Barcelona, zu der Zeit als Kaiser Karl V. den Thron bestieg. Dieser Fürst war einer der mächtigsten, die je auf der Erde geherrscht haben, und zugleich unter diesen mächtigsten der wenigen einer, dessen Seele sich bis zuletzt nicht blenden ließ von der irdischen Macht, über die er gebot.

Anders Gonsalvus in seiner Jugend. Adelig aber arm von Geburt, nährte er in seinem Herzen einen gewaltigen Ehrgeiz und brannte vor Durst nach großen Taten. Es duldete ihn nicht mehr in der alten Welt, und er hoffte, im fernen Amerika, wohin Columbus damals den Weg gewiesen, zu Reichtum und hoher Stellung zu gelangen. In diesem Drange schiffte er sich ein.

Das spanische Amerika unterstand der Herrschaft Karls V. Aber ein gewisser Gonzalez Pizarro machte den Versuch, es dessen Hoheit zu entreißen. Gonsalvus, in seiner heißen Lust an Machtkampf und Abenteuer, trat nach kurzer Besinnung auf die Seite des Gonzalez Pizarro, hoffend, daß ein Erfolg des Unternehmens ihn als Mitkämpfer zu Ehren und Reichtum bringen werde. Viele jener Amerikafahrer dachten nur daran, sich selber groß und reich zu machen, das Wohl der Eingeborenen lag ihnen nicht am Herzen; von jenen Eigennützigen unterschied sich Gonsalvus mehr durch die Kühnheit seiner Träume und hochfliegende Leidenschaft als durch Nächstenliebe. Pizarro bestellte diesen ihm wertvollen Mann zum General über ein Korps Soldaten, das Gonsalvus mit ungewöhnlichem Mute führte, ohne Achtung des eigenen Lebens, aber im verwegenen Glauben an seinen glücklichen Stern. Im Jahre 1548 kam es zur Hauptschlacht zwischen den Truppen des Kaisers und denen des Pizarro und Gonsalvus. Des letzteren Löwenmut konnte die vernichtende Niederlage nicht aufhalten, obschon er bis zuletzt den Kaiserlichen Truppen den fühlbarsten Schaden antat. Aber der Ausgang des Kampfes war entschieden und neigte schon dem bitteren Ende zu, als Gonsalvus, allgemach im Gefechte vereinsamt, den sichern Tod vor sich sah. Im letzten Augenblick gelang ihm auf eine unwahrscheinliche, jedoch seiner Tapferkeit würdige Weise die Flucht. Er rettete freilich nichts als sein Leben, und auch dieses nur mit genauer Not, indem er sich, aus dem Bereiche des eigentlichen Schlachtfeldes entronnen, in fremdes Gewand verkleidete und im dichten Buschwerk am Saume der Wälder verborgen hielt. In dieser Lage hätte er wenig Mühe gehabt, die Täuschungen der Leidenschaft und des Machttraums als solche zu erkennen, wäre er nicht mit der Sorge um sein nacktes Leben zu stark beschäftigt gewesen. Aber auch so noch regte sich manches in ihm, obschon er ungern darauf hörte.

Die Schlacht war am Dienstag zu Ende gegangen, und Gonsalvus steckte schon fünf Tage im Buschwerk. Da hörte er am Sonntagmorgen das Glockengeläut von einer ziemlich nahen Kirche, und die friedlichen Töne ergriffen sein Mannesherz in diesem Augenblick mehr, als der Lärm des bestandenen Kampfes es zu erschüttern vermocht hatte. Er betete ein Vater Unser und einige Ave Maria; denn dies war sein gewöhnliches Gebet, und selbst die verzehrende Sehnsucht nach Ehre, Reichtum und Macht hatte nicht vermocht, ihn der Allerseligsten Jungfrau ganz zu entfremden.

Das Gebet weckte aber den herzlichen Wunsch in ihm, zu gehen und dem Meßopfer selber beizuwohnen; er wollte gern bei der Gemeinde des Herrn sein.

Dieser Wunsch war nicht so bald erwacht, da sah Gonsalvus auch ein, daß dessen Befriedigung sein Leben gefährden könne. Aber er dachte, warum solle er nicht auch einmal etwas für Gottes Dienst wagen, nachdem er für Geringeres sein Leben mehr als einmal aufs Spiel gesetzt und trotz allem jedesmal gerettet worden war. Gedacht, getan – er ging. Auf dem Hinweg stieß ihm nichts zu, obwohl er in den Straßen der Siedlung, wozu die Kirche gehörte, etlichen Kaiserlichen Soldaten und Offizieren begegnete; diesen ließ er wenig Zeit, ihn im Vorbeigehen näher zu betrachten, ein flüchtiger Blick aber konnte nicht genügen, um in dem scheinbar müden Fremdling den stolzen General von ehedem zu vermuten.

In der Kirche angelangt, blieb er mit Bedacht hinter einer rückwärtigen Säule stehen. Er wurde nicht beobachtet, geschweige denn erkannt, und so begann er sich schon zu freuen, als stiller Gast dieser sonntäglichen Gemeinde an ihrem Opfer in Christo teilzuhaben. Doch wie erschrak er, als nach verkündetem Evangelium und bekanntgegebenen kirchlichen Nachrichten von der Kanzel herab auch eine Verordnung des Vizekönigs verlesen ward, welche allen Rebellen gegen den Kaiser feierlich Verzeihung verhieß, nur ihm allein nicht. Die bloße Nennung seines Namens hätte ihn an diesem Orte schon verwirren müssen, in solchem Zusammenhang jedoch erfüllte sie ihn mit heftigster Bestürzung; denn er wurde als vogelfrei erklärt, der Acht und dem Tode verfallen.

Unsern Gonsalvus hätte niemand der Feigheit bezichtigt, aber ungeachtet allen Mutes ergriff ihn bei Anhörung des Strafurteils ein Zittern. In der begründeten Sorge, daß sein Schrecken, die Blässe seines Angesichts und all seine Benommenheit ihn auf der Stelle verraten könnten, zog er sich eilends in eine kleine Seitenkapelle zurück, wo ein der

classtests.com

allerseligsten Jungfrau geweihter Altar stand. Dies war nun der von oben vorherbestimmte Zeitpunkt, wo der Stolze seine Armseligkeit, der Machtdurstige seine Ohnmacht erkennen, und der Mann, trotz vielbewiesener Tapferkeit und kühnen Wollens, zu einem Kinde werden sollte. Wie aber gemeinhin die Gnade die Natur zur Voraussetzung hat, der Glaube des Halben darum nicht selten auch halb bleibt, ein ganzes und warmes Herz sich hingegen auch ganz in den Glauben stürzt, das zeigte und bewies sich hier: indem nämlich unser Gonsalvus auf die Knie fiel, die Augen zur Mutter Gottes erhob und mit dem heißesten Vertrauen des Kindes sie anrief. Das könne nicht sein, sprach er zu ihr aus der Tiefe seines Herzens, das könne nicht sein, daß ein reuiger Sünder vor ihr vogelfrei wäre. Geächtet im ganzen Reiche des Kaisers, auf dem Erdball vom Aufgang bis zum Untergang, sei für ihn nun ihr Mutterherz die einzige bannfreie Zuflucht. Sie könne ihn nimmer verstoßen, deß sei er sicher und völlig gewiß, ihr vertraue er darum sich an. Sie werde auch keinen Feind in diese Kapelle treten lassen, niemand, der ihn erkenne.

Unterdessen nahm der Gottesdienst sein Ende. Nur ein paar arme Eingeborene kamen noch in die Marienkapelle, sich der Fürbitte der Jungfrau zu befehlen. Von diesen hatte Gonsalvus nichts zu befürchten, aber er betrachtete sie zum ersten Male mit anderen Augen als bisher. Indem er sie zu Maria flehen sah in ihrem einfältigen Gebete, ganz wie er selber vorhin noch gefleht und gebetet, ging es ihm auf, daß sie Menschen waren gleich ihm – sie, die er bisher nur immer von herrischer Höhe herab zu behandeln gewohnt war. Ach, dachte er, wir sind ja wirklich alle nur Kinder Mariens, alle ihrer Fürbitte bedürftig beim Ewigen Vater.

Von diesem lichten Gedanken war er absonderlich bewegt. In solcher Bewegung faßte er einen plötzlichen Entschluß, der ihn zu einem großartigen Wechsel des Lebens antrieb. Er verließ die Kirche, wanderte durch die dichten Wälder und bewohnten Täler und erreichte glücklich das Hochgebirge der Kordilleren. Dort wählte er eine Felsenhöhle zur Wohnung, wo er, mit Waldfrüchten sein Leben fristend, unter Übungen der Reue und Buße seine künftigen Wege bedachte. Bald nachher wurde er angetrieben, aus seiner Einsamkeit herauszugehen und den Indianern, in deren Sprache er schon geübt war, das Evangelium unseres Herrn zu verkündigen. Diesem schweren und gefahrvollen Werke widmete er sich mit unsäglicher Freudigkeit und ohne Achtung seines Lebens. So tapfer er ehedem gewesen im heißen Streben nach Ehre und Macht, so tapfer erwies er sich jetzt in seinem Willen, nichts anderes mehr zu sein, als Diener Christi und seiner armen indianischen Brüder. Solche Hingabe wurde bald mit wunderbarem Erfolge gekrönt; nichts aber schrieb er sich selbst zu, sondern alles der Fürbitte Marias, welche, nachdem sie ihn einstens gerettet, sich jetzt seiner bediente, um andere zu retten.

Der Ruf des gottseligen Gonsalvus – denn eben dieser ist es ja, von dem hier berichtet wird – drang bis nach Lima, der Hauptstadt des Staates Peru, wo der Vizekönig residierte. Als dieser von der herrlichen Wandlung des Geächteten hörte, beeilte er sich, ihn aus dem Bann loszusprechen; er berief ihn sogleich nach Lima, um dem ehemaligen Feinde ein hohes Staatsamt anzuvertrauen. Eingedenk aber der Hilfe Mariens und des ihr gegebenen Versprechens, schlug Gonsalvus dies Angebot aus. Die Mutter Gottes habe ihn vom alten Ehrgeiz geheilt, erwiderte er, und ihm einen neuen Ehrgeiz geschenkt, dem nachzuleben den innern Frieden nicht zerstöre.

Gonsalvus begnügte sich darum, den Indianern Christum zu verkünden. Als das vorgerückte Alter ihm die beschwerlichen Wanderungen verbot, wandelte er sein Versprechen an Maria, die Mutter der Kranken, in ein anderes ihr nicht minder gefälliges um, indem er beschloß, fortan in einem Siechenhause den Kranken zu dienen. Dort endete er sein gottseliges Leben. – Wer gedächte hier nicht gern jener Worte des heiligen Augustinus: »Durch Maria stieg Gott auf die Erde, und durch sie können die Menschen in den Himmel steigen.« Und augenfällig ist Maria der Weg des Gonsalvus gewesen.

Die Mariensäule in München

Höret, Nationen und Völker des Universums, die ihr euch nach dem Himmelreiche sehnet, vernehmet es: Ehret Maria, und ihr werdet das ewige Leben gewinnen.

Der heilige Bonaventura.

classtests.com

Volk und Reich, welche der Mutter Gottes nicht dienen, werden untergehen, weil sie, beraubt der Hilfe einer solchen Mutter, auch keine Hilfe finden bei ihrem Sohne.

Der heilige Johannes Damascenus.

Unsern Gruß zuvor, umsichtige, ehrsame, weise, liebe Getreue! Nachdem man bei vergangenem feindlichen Einfall, indem der Feind auch diese unsere Haupt- und Residenzstadt okkupiert, augenscheinlich erfahren, daß der allmächtige Gott die allhiesige Stadt, und zwar unzweifelhaft durch Fürbitt der allerseligsten Himmelskönigin und Mutter Gottes Mariä als sonderlichen Patronin und Beschützerin unserer Lande und gemeldeten Stadt, von Brand und anderem feindlichen Verderben sonderlich behütet und errettet, und wir daher zur schuldigsten dankbarsten Seiner göttlichen Majestät zu besonderem Lob, auch der heiligen Himmelskönigin zu Ehren und ewigem Gedächtnis, ein öffentliches Monumentum von einer Säule und darauf stehenden U. L. Frau Bildnis, inmitten des Platzes aufrichten und künftigen Montag damit einen wirklichen Anfang zu machen vorhaben, so haben wir's Euch zu Eurer Nachricht und Wissenschaft hiermit gnädigst notifizieren wollen und sind Euch dabei in Gnaden gewogen.«

Mit diesem Erlaß, gegeben am 12. Dezember 1637, einige Zeit nach Abzug der Schweden – also im Dreißigjährigen Krieg – lud der bayerische Kurfürst Maximilian den Bürgermeister, den Stadtrat und die Bürger der Stadt München ein, der Grundsteinlegung der Mariensäule beizuwohnen, welche noch heute am Marienplatze steht.

Es ist freilich nicht mehr die gleiche Säule, vielmehr wurde sie, weil schadhaft geworden, durch eine neue ausgewechselt am 28. August des Jahres 1855, welche Erneuerung aus Dankbarkeit für das Aufhören der damals herrschenden Cholera geschah. Am genannten Tage fand auch ein frommer Festzug zu der Säule statt, an dem viele hohe Herren, die Behörden und unzähliges Volk teilnahmen.

Es nahmen darunter auch teil der Jüngling Franz Xaver Brantl, Schreinergeselle, damals neunzehn Jahre alt, und Maria Giehrl, Schreinermeistertochter von München, die erst achtzehn Jahre zählte. Diese beiden Menschenkinder, die auf ehrbare Weise eine nur ihnen bekannte Liebe zueinander im Herzen trugen, hielten sich jedoch ganz hinten im Zuge, wo, wie das immer so zu sein pflegt, schon etwelche Unordnung herrschte; so konnten sie nämlich während der Feier nebeneinander stehen, wohingegen im wohlgeordneten Festzug weibliche und männliche Teilnehmer getrennt gingen. Sie störten jedoch die Feier nicht etwa durch törichtes Geschwätz, sondern es genügte ihrer Liebe, still eines neben dem andern stehen zu können.

Acht Jahre später wurden diese Zwei Mann und Frau, weil der Vater des Mädchens gestorben war und die Mutter jetzt in ihre Ehe einwilligte. Franz Xaver Brantl übernahm hierbei die Schreinerei, die der Verstorbene hinterlassen hatte.

Es waren aber diese Eheleute recht herzliche Verehrer Unserer Lieben Frau. – Xaver, der auch das Bildschnitzen nebenher ein wenig gelernt hatte, pflegte, soweit ihm die Schreinerei Zeit ließ, in den Mußestunden Muttergottesbilder zu schnitzen, und diese verschenkte er, nachdem er sie zu weihen gegeben, jeweilen an Verwandte und Freunde zu ihren Familienfesten. Er bemühte sich, diese kleinen Statuen derjenigen, welche von der Mariensäule getragen ist, ähnlich zu machen. Nach öfterer Wiederholung gelang ihm die Ähnlichkeit einmal besonders gut, darum schenkte er diese Statue seinem eigenen Weib, dieses trug sie zu weihen, und sie stellten sie dann in ihrer Wohnung auf, unter dem Kruzifix, das nach ehrwürdigem Gebrauch in einer nach Osten gerichteten Ecke des Zimmers angebracht war. Hier verrichteten sie auch ihre täglichen Gebete.

Die Ehe war nur mit zwei Kindern gesegnet, einem Sohn und einer Tochter. Der Sohn zeigte keine Neigung für das Handwerk seines Vaters, sondern ergab sich dem Handel, worin er viel Glück hatte. Mit fünfunddreißig Jahren war er ein wohlhabender Mann, da starb er eines jähen Todes; ihm folgte ein Jahr später in frühem Heimgang, zufolge schweren Kindbettes, seine Schwester nach. In diesen Jahren vergossen die geprüften Eltern viele Tränen vor dem Kruzifix und dem geschnitzten Marienbild, vor Christus unserm Herrn und Maria (denn sie wußten gar wohl, daß man nicht das Bild selber anbete).

Es fiel dem Vater Brantl späterhin noch lange aufs Herz, daß er von seinem Sohne Geld geerbt hatte und daß sie nun von den Zinsen dieses Erbes leben sollten, denn er selbst war inzwischen zu alt geworden, um weiter zu schreinern.

classtests.com

»Maria,« sagte er zuweilen zu seinem Weibe, »ob du es mir nun glaubst oder nicht – es tut mir jeder Pfennig weh, den ich davon ausgebe.« Sie glaubte es ihm aber schon. Und sie kamen überein, daß, wenn sie einmal beide gestorben seien, dieses Geld niemand anderem gehören sollte als Unserer Lieben Frau, indem sie es nämlich als Benefiz für einen Priester der Dompfarrei vermachen wollten. –

Früher hatten viele Leute, wenn sie an der genannten Mariensäule vorübergingen, ehrfürchtig gegrüßt, auch konnte man nicht selten Männer und Frauen aus dem Volke vor der Einfassung des Denkmales knien und ihre Andacht verrichten sehen. Inzwischen wurde München immer größer, es gingen immer mehr Menschen an der Mariensäule vorüber, jedoch immer seltener kam es vor, daß dort jemand sein Gebet tat. Später, als die Bevölkerung noch weiter gewachsen war, wurde auch das bloße Grüßen vor dem Bilde Mariens am Platze recht selten, das Beten dort hörte überhaupt auf. Wieder ein paar Jahre später grüßte niemand mehr, und die Männer behielten alle ihren Hut auf dem Kopf.

Dieses Verhalten in seinen Veränderungen hatte das Ehepaar Brantl mit Betrübnis verfolgt. Und sie vereinbarten, daß sie zur Sühne, wenn schon in unauffälliger Weise, jedes jeden Tag ein paar Ave Maria dort beten wollten. So hätte man sie, sofern man ihrer achtete, oftmals wie zufällig in der Nähe der Säule stehen sehen können; Xaver nahm dann wie zufällig seinen Hut ab, und so beteten sie. Aufsehen wollten sie nämlich mit dieser frommen Übung nicht erregen, nicht aus Menschenfurcht, sondern aus Bescheidenheit. Hingegen sagte Brantl manchmal zu seinen, infolge allmählichen Hinsterbens seltener werdenden Freunden, wenn er ihnen etwa begegnete, mit aufrichtiger Betrübnis: »Das kann kein gutes Ende nehmen, daß alles so gleichgültig an der Mariensäule vorbeiläuft; denn das Marienbild steht da auf dem Hauptplatz der Stadt, die Stadt aber ist die Hauptstadt vom Land, und das Land ist der Mutter Gottes geweiht. Wenn aber unsere Patronin den Leuten nichts mehr bedeutet, wird eines Tages das Land selber auch nichts mehr für die Patronin bedeuten. Sollte mich wundern, wenn das ein gutes Ende nimmt, ich glaubt nicht.« Aber man hörte auf solche Worte nicht eben viel, auch sagten schließlich seine Freunde zueinander, jedesmal, wenn man den Brantl trifft, fängt er von seiner Mariensäule an, er wird halt auch schon langsam kindisch.

Hingegen sprach einmal des Brantl gutes Weib zu ihm über diese Sache, und sie sagte, seit gutding zehn Jahren, nein, schon seit fünfzehn, seien sie und er selber, ihr Mann, die zwei allereinzigen Menschen im ganzen Bayernland, die noch im Geheimen ein Ave Maria beten an diesem Marien- und Hauptplatz der Hauptstadt, wo doch das Land Maria geweiht sei; das könne wohl kein gutes Ende nehmen. – Er antwortete ihr, daß er das auch immer sage, aber er merke, daß man nicht einmal mehr auf ihn höre.

Xaver Brantl und sein Weib gehörten nun allgemach zu den ganz alten Bürgern der Stadt. Und es wurde, infolge des angeschwollenen Verkehrs, der elektrischen Tramways und Autos und Wägen, für sie immer gefährlicher, den Marienplatz zu passieren. Da schlug Xaver einmal vor, sie sollten nun nicht mehr an den Marienplatz selber gehen, sondern in die Nähe, am besten vom Markt herauf an der Peterskirche vorbei, und von der Gasse vorn zur Mariensäule herunterschauen. Aber als sie da in der Gasse standen und nur so von weitem zur Mariensäule hervorguckten, da war es ihnen beiden zu arg, und sie sagten zueinander: es wäre doch gar zu traurig, daß auch sie zwei allereinzigen Menschen im Bayernland, die bisher noch ein Ave Maria im Geheimen gebetet hätten an diesem Marien- und Hauptplatz der Hauptstadt, jetzt mit dieser Übung aufhören und nur so von weitem vorguckern sollten, wo doch das Land Maria geweiht sei, sie wollten doch nicht mitschuldig sein, wenn das einmal kein gutes Ende nähme. – Deshalb gingen sie doch wieder, mit großer Vorsicht, vor zum Marienplatz und in die Nähe der Säule.

Als sie nach diesem Spaziergang heimgekommen waren, mußte sich Frau Brantl zu Bett legen, denn es war ihr nicht gut. Sie merkte aber gleich, daß sie nicht mehr aufstehen würde, und sie sagte zu ihrem guten Mann, der saß mit einer Zeitung neben ihr, aus einem Stuhl neben dem Bettrand: »Geh, Xaver, ich mein, es wär schön, wenn du jetzt die Mutter Gottes vom Wohnzimmer da ins Schlafzimmer hereinstellen möchtest, es ist doch die von der Mariensäule, und ein Kreuz habe ich ja hier.« Sie deutete aber auf das Sterbekreuzlein neben ihrem Bett. Da erschrak Xaver heftig und sagte: »Ja, Mutter, wie meinst du denn das jetzt?« – Da schaute sie ihn freundlich an und sagte: »Ja, Xaver, ich mein, daß ich unsere Kinder bald wiedersehen werd!« – Ihm zitterten die Knie, und er ging unter dicken Tränen das geschnitzte Muttergottesbild holen, das stellte er auf ein Tischlein im Schlafzimmer und stellte das Tischlein so, daß sein Weib das Bild vom Bett aus leicht sehen konnte. Da sagte sie: »Dank schön.« – Und nach einer Weile ruhigen Liegens schlug sie die Augen auf und sagte: »Xaver!« – »Ja, Mutter.«

»Xaver, mir hat was geträumt in diesem Augenblick.« –

»Was denn, Mutter?« –

»Mir hat geträumt, es hätte mein Vater selig zu mir gesagt: Maria, wenn die Zeit kommt, wo kein Mensch mehr am

classtests.com

Marienplatz betet, du nicht mehr und später auch der Xaver nimmer, dann kommt eine ganz böse Zeit, und für eine Zeitlang ist es dann mit dem Bayernland ganz aus. Und es wird dann nicht eher wieder gut, als bis das ganze Deutschland der Mutter Gottes geweiht ist, dann kommt auch fürs Bayernland wieder eine gute Zeit.«

Da erwidert ihr Mann: »Mutter, jetzt das ist sonderbar, ob du mirs glaubst oder nicht, aber wie du grad vorhin ein wenig geschlafen hast, habe ich dir so zugeschaut beim Schlafen, und da hab ich gedacht, daß du jetzt deinem Vater gar so ähnlich siehst. Und es ist mir vorgekommen, als wär er selber auch hier im Zimmer, und was meinst du, daß er gesprochen hat? – ganz das gleiche, denn er hat gesagt: Wenn die Zeit kommt, wo kein Mensch mehr am Marienplatz betet, dann kommt eine ganz böse Zeit, und für eine Zeitlang ist es dann mit dem Bayernland ganz aus. Und es wird dann nicht eher wieder gut, als bis das ganze Deutschland der Mutter Gottes geweiht ist, dann kommt auch fürs Bayernland wieder eine gute Zeit.« –

»Ja, Xaver,« erwiderte sein Weib, »das ist wahrhaftig sonderbar, es wird eben wahrscheinlich wahr sein, was meinst du?« –

»Ich glaub, es ist ganz sicher wahr.« –

Nach einer Weile aber bat ihn sein krankes Weib, er solle jemanden um einen Geistlichen schicken, es sei Zeit. Dieser wurde geholt. – Am andern Morgen aber war der alte Brantl allein, denn sein Weib war zu den Kindern fortgegangen.

Dies war im Jahr 1912. Von da ab tat er allein den kleinen täglichen Gang zum Marienplatz in die Nähe der Säule, wenngleich zuweilen mit einiger Furcht vor den Wagen und Autos. Da hielt er nun als Letzter seine kurze Andacht und Marien-Ehrenwacht. Aber im Februar des Jahres 1914 sank er am Feste Mariä Lichtmeß neben dem sogenannten Metzgerbrunnen am Marienplatz plötzlich nieder und war tot; sein Angesicht war noch der Mutter Gottes auf der Mariensäule zugewandt, und es war die Stelle, auf der er gestorben war, fast die gleiche wie die, an der er, neunundfünfzig Jahre früher, an der Seite des insgeheim von ihm geliebten Mädchens, seines späteren Weibes, dem Festgottesdienst unter der Mariensäule beigewohnt hatte.

Maria befreit einen heiligen Ordensmann

Ein Merkmal derjenigen, welche zur Seligkeit gelangen werden, besteht darin, daß sie eine große Verehrung zu Maria im Herzen tragen.

Johannes von Avila.

Im 12. und 13. Jahrhundert unserer Zeitrechnung geschah es häufig, daß christliche Seefahrer von den islamitischen Sarazenen überfallen, an deren Küsten verschleppt und in die Sklaverei gebracht wurden. Über das bittere Los dieser Sklaven wurden in der Christenheit viele Tränen vergossen. Was kann es auch für Mütter und Gattinnen Schrecklicheres geben, als ihre Söhne oder Männer in fernem Land ohnmächtig unter der Gewalt und Willkür fremder Herren zu wissen!

Die Gebete solcher Frauen und die Seufzer der Sklaven drangen zu Maria und es erbarmte sie ihrer. In einer gewissen Nacht, nämlich des 1. August 1218 (der Zeitpunkt ist genau und getreulich überliefert), erschien sie daher dreien Männern, jedem einzeln, und tat ihnen kund, daß sie wünsche, es solle eine Ordensgemeinschaft zur Befreiung der Sklaven gebildet werden. Diese drei Männer waren Raimund von Pennafort, Petrus Nolaskus und der König Jakob I. von Arragonien; Raimund und Petrus gründeten mit Hilfe dieses Königs zehn Tage nach der Erscheinung den neuen Orden. Die Mitglieder sammelten im ganzen Abendland milde Gaben zum Loskauf der Gefangenen, begaben sich unter großen Gefahren ins Sarazenenland, um das Werk der Befreiung zu vollbringen, und sie waren zudem durch ein besonderes Gelübde gehalten, sich selbst an Stelle der Gefangenen in die Sklaverei zu begeben, sofern die Lösungsgelder nicht ausreichten oder die Befreiung aus irgendwelchen Gründen anders nicht möglich war. In der Tat sind nicht wenige dieser Ordensbrüder in der selbstgewählten Sklaverei gestorben oder aus ihren gefährlichen Gesandtschaften ergriffen und getötet worden. In der Förderung des neuen Mariendienstes war außer dem Petrus Nolaskus der fromme Priester Raimund von Pennafort wohl einer der Eifrigsten von allen.

Raimund, als ein Mensch, dessen Herz von christlicher Liebe überfloß, handelte allezeit gemäß den Worten des

classtests.com

heiligen Bernard, indem er alle Gnade von Gott suchte, sie aber suchte durch Maria. So wußte er auch wie wenige, daß Maria voll der Gnaden ist, eine Lobpreisung, die von vielen gesprochen, in ihrem lebendigen Sinn aber nicht von allen erkannt ist; denn sonst wäre die Liebe zu Gott durch Maria allen süß und selbstverständliches Eigentum. Raimund indes lebte in dieser heiligen Liebe. Vom Bischof in Barcelona zum Generalvikar erwählt, hatte er beim Antritt dieses Amtes alles, was er besaß, unter die Armen verteilt, die er nicht anders als seine Gläubiger nannte, Gläubiger und Brüder in Christo. – Mit eben dieser Liebe gab er sich dann also dem Werk der Sklavenbefreiung hin.

Es ging etwas Wundersames von diesem liebesdurchdrungenen Menschen aus; wer in seine Nähe kam, fühlte sich sicher und geborgen; sich ihm zu eröffnen war allen Trost und Glück. Deshalb wählte ihn auch der König Jakob I. von Arragonien zu seinem Beichtvater.

Der König hing aufrichtig an der Religion. Aber er hatte eine Geliebte, von der er sich nicht trennen wollte, obgleich er selbst einsah, daß diese Verbindung aus mehreren Gründen wider sein Seelenheil war; die Maßlosigkeit seiner Liebe war von diesen Gründen noch nicht der gewichtigste.

Wie es so vielen geht, so ging es damals auch diesem König: er war bereit, Gott viele Opfer zu bringen, und er brachte sie. Aber hier, wo es darauf ankam, das Opfer der Entsagung zu bringen, war er zu schwach. Vergeblich mahnte ihn sein Beichtvater Raimund, jene Verbindung zu lösen. Der König versprach es, aber er hielt nicht Wort. Raimund mahnte ihn wieder und wieder. Aber der König brachte die Trennung nicht über sich.

Der Platz an der Seite des Königs hatte dem Raimund viele Gelegenheit, Gutes zu tun, den Brüdern zu helfen, geboten; dieserthalben war er ihm wertvoll, aus gewöhnlichem Ehrgeiz hatte er ihn fürwahr nicht gesucht. Als aber der König fortfuhr, seine Mahnungen bezüglich jener Verbindung zu mißachten, mußte Raimund zu der Einsicht gelangen, daß seines Bleibens am Hofe nicht sei.

»Sire,« sagte er eines Tages zum König, »Ihr verehrt doch auch Maria, Ihr nahet Euch ihr mit mancherlei Bitten. Oder ist es nicht so?« –

»Ja, das tue ich tagtäglich und mit großer Zuversicht«, erwiderte der König.

»Wenn zu Euch ein Mann kommt als ein Bittsteller, aber es verschmäht, seine Kleider vom Schmutze zu reinigen, bevor er den Palast betritt – glaubt Ihr, daß man ihn zu Euch vorlassen wird?« –

»Ich hoffe nicht«, gab der König lächelnd zur Antwort.

»Nun also, Ihr selbst aber, Sire, tretet der allerseligsten Jungfrau, der himmlischen Königin, mit Euren Bitten, ohne doch Euer Herz – endlich! – zu reinigen, jeden Tag nahe. Sagt doch, Sire, was muß sie von Euch denken?« –

Der König schwieg verdrossen; aber er sagte nicht, daß er diese letzte Mahnung zu beherzigen gewillt sei. Darum eröffnete ihm Raimund nunmehr den Entschluß, den Hof zu verlassen und heimzukehren in sein Kloster nach Barcelona. Maria, fügte er bei, werde zu gegebener Zeit den Sinn des Königs erschüttern, das hoffe er fest; für ihn, Raimund, indes sei es jetzt geboten, wieder fortzugehen.

Der König verehrte in Raimund gleichsam den guten Engel seines Hofes und dachte, wenn er von ihm schiede, scheide mit ihm ein Schutzgeist und ziehe alles Gute fort aus seiner königlichen Hauptstadt. So erwiderte er dem Priester, daß er ihn durchaus nicht gehen lasse, daß er ihn bitte, zu bleiben, aber, sofern er dieser Bitte nicht nachgeben wolle, ihn gleichwohl zu halten gedenke.

Wie gesagt, tat er. Er befahl nämlich unter Todesstrafe, den Raimund nicht über das Meer nach Barcelona zu fahren. Raimund sah sich dergestalt wider seinen Willen festgehalten. In dieser Not wandte er, der die Mutter Gottes allzeit nur für andere, niemals für sich selber angefleht hatte, sich jetzt um gnädige Hilfe an seine Herrin. »Wie ist es denn jetzt anders,« rief er sie an, »wie ist es denn anders mit mir als mit den Sklaven, zu deren Befreiung du mich ehedem in deine Dienste genommen! Ich bin ein Gefangener, nämlich des Königs. Aber vergiß nicht, o Jungfrau, daß ich vor allem dein Dienstmann bin! Deine Königliche Macht weiß ihre Diener gewiß zu befreien aus der Gefangenschaft an irdischen Höfen. Wohlan denn, liebreichste Majestät, Mutter Königin, hilf mir nun fort von dieser Küste, befreie mich und gib mir den Weg frei!« –

Nach dieser Anrufung begab er sich nun hinunter an das Gestade des Meeres, wo eben ein Schiff zur Ausreise bereitstand. Aber der Kapitän nahm ihn nicht an Bord, sondern berief sich auf den Befehl seines Königs.

Da sprach Raimund: »Ein irdischer König versperrt mir die Abfahrt. Aber meine Herrin Maria wird beim König des Himmels für mich ins Mittel treten!« Sodann breitete er seinen Mantel auf das Wasser, nahm seinen Stab, bezeichnete sich mit dem Zeichen des Kreuzes und fuhr auf dem Mantel über das Meer. Maria, der holde Meeresstern, geleitete ihn sicher und wohlbehalten über die Wellen nach Barcelona, wo er vor den Augen einer großen Menge Volkes ans

classtests.com

Land stieg. Ohne sich umzusehen, eilte er seinem Kloster zu. Dort priesen sie alle zusammen Maria, deren mächtige Fürbitte den Christenmenschen freibittet an Leib und Seele bei Gott.

Unsere liebe Frau von Falcoet oder Das Ave Maria

Maria, –
Paradies, in dessen Mitte gepflanzt ist der Baum des Lebens, von dessen Blättern die Kranken geheilt, von dessen Wohlgeruch die Toten belebt werden, dessen Würze das Bittere in Süßigkeit wandelt, dessen Schatten die Elenden erquickt, dessen Anblick die Engel erfreut!

Der heilige Augustinus.

Im Anfange des 14. Jahrhunderts wurde im Innern der Niederbretagne, unfern der Stadt Lesneven, armen Leuten ein armes Kind geboren, Salaün oder Salomon mit Namen. Es zeigte sich bald, daß dieses Kind blödsinnig war. Was über drei ging, konnte es niemals verstehen. Mit harter Mühe wurden ihm einige Worte beigebracht, wie Brot, Wasser und weh. Nur langsam lernte es den Gebrauch seiner Glieder. Und in allem stand es weit allen andern Kindern nach.

Gleichwohl schickten es seine Eltern, als es etwas herangewachsen war, zum Kaplan in den Religionsunterricht, damit es den Katechismus lerne und die gewöhnlichen Gebete. Dieser Kaplan hatte wohl seine große Not mit ihm, aber er ließ sich die Mühe nicht gereuen, besonders weil es so gutartig war. Es saß ganz bewegungslos da, und an den Augen konnte man sehen, wie's in ihm arbeitete, aber vergebens. Da unterwies der Kaplan den Salaün gesondert, und er freute sich herzlich, als es ihm gelang, dem Buben das Notwendigste klarzumachen, nämlich daß Gott die Welt geschaffen hat und die ersten Menschen, Adam und Eva, daß diese gesündigt haben, daß der Sohn Gottes auf die Erde gekommen als ein kleines Kind, und ihn später die Menschen gekreuzigt haben; daß er im Abendmahl verborgen ist; und daß die Menschen, die Gott lieben, zu ihm in den Himmel kommen. Am besten aber verstand Salaün das, was ihm der Priester von der Mutter Gottes erzählte, nämlich, daß man in allem zu ihr rufen müsse, weil sie allezeit hilfreich ist und es Gott sagt, wenn man sie um etwas bittet. Salaün konnte die gewöhnlichen Gebete nicht behalten, nur nachsagen, aber er merkte sich die zwei Worte Ave Maria, und in der Kirche schaute er unverwandt auf das Bild Marias und des Jesukindes, bewegte dazu seine Lippen, und man konnte daran ablesen, daß er immer Ave Maria sagte, Ave Maria. Dieses Bild hatte er von nun an immer vor Augen, wo er auch war, und er setzte daher allem, was er im täglichen Leben stammelte, die Worte bei: Ave Maria! Daran, daß Salaün, obwohl so blöde, niemals zu etwas Bösem verlockt werden konnte, sondern wenn ihn die anderen Kinder dazu nötigen wollten, mit dumpfem Schreien davonlief, erkannte der Kaplan, daß seine Arbeit Gottes Lohn gefunden habe. Nach vier Jahren des so mühevollen Unterrichtes ließ er es bei dem Erreichten bewenden, ging ganz allein mit dem Knaben vor den Altar und gab ihm das heilige Abendmahl. Dann segnete er den Salaün in diesem seinem geheiligten Zustand, indem er ihm wiederholt das Kreuzzeichen auf die Stirne machte, und es vergoß der Kaplan dabei Tränen der Liebe, die unser Herrgott gesehen hat.

Bald darauf starben die Eltern des Salaün, und sie schieden von dem armen Jungen mit wehem Herzen. Nach ihrem Tod war er genötigt, sein Brot zu betteln; zu einer Arbeit war er nicht zu gebrauchen. Er wählte sich eine Wohnstätte im Walde, nahe bei einer Quelle, wo eine große schiefe Eiche stand, darunter er auf der Erde schlief. Es war sonderbar, daß sein Körper allen Wetters Unbill, Hitze, Regen, Kälte, Sturm und Eis, ertrug. Ungeachtet seiner Unwissenheit blieb er fromm, und unser lieber Herr Jesus, der uns alle an sich zieht, rief ihn alle Morgen nach Lesneven, dahin ging er unverdrossen und zur rechten Zeit, geleitet von der Mutter Gottes. Während der Messe schaute er wieder wie immer auf das Bild Marias mit dem Jesukind und sagte, wie immer, beständig Ave Maria. Nach der Messe bettelte er in der Stadt oder in der Umgegend, indem er dabei sprach: »Salomon würde gern Brot essen, wenn er hätte, Ave Maria!« Die Kinder, die ihn allfort die nämlichen Worte wiederholen hörten, verfolgten ihn mit dem Geschrei: Foll Salaün, Salomon der Narr! Er aber antwortete nichts auf diesen Spott, sondern von Zeit zu Zeit blieb er stehen, sah die Kinder um sich herum mit großen Augen an und sagte: Ave Maria! – Dieses Benehmen und das oft gehörte Geschrei der Kinder war der Grund, daß man ihn allerorten nur »Salomon den Narren« hieß.

classtests.com

Wenn Salaün seine Nahrung erbettelt hatte, zog er sich in den Wald zurück. Er war sehr froh, daß dort Stille herrschte, ohne Kindergeschrei; denn daß die Vögel mit ihrem Zwitschern und Singen nicht ihn verspotten wollten, wußte er, weil es nicht klang wie foll Salaün. Hier im Walde verzehrte er nun sein Brot, indem er jeden Bissen in den Quell tauchte und dabei jedesmal sagte: Ave Maria!

In jener Zeit führten der Herr Johann von Montfort und der Herr Karl von Blois einen Erbkrieg, und ihre Truppen schweiften in der Gegend von Lesneven umher. Kundschafter des Haufens von Montfort durchstreiften den Wald, da erblickten sie Salaün an seiner Quelle sitzend. Sie riefen ihm zu: »Wer da?« – Er schaute furchtlos auf sie und antwortete: »Ave Maria!« – Dieses Benehmen war den Soldaten verdächtig, sie durchsuchten ihn, was er ohne Abwehr geschehen ließ. Sie fanden natürlich nichts bei ihm, ließen ihn stehen und gingen, indem sie ihn für einen armen Narren hielten. Er schaute ihnen nach und sagte Ave Maria!

Salaün sah im Herbst die Vögel fortfliegen. Er winkte ihnen mit seinen ungelenken Armen und sagte: Ave Maria! Im Frühling sah er sie wiederkommen, da stiegen ihm vor Freuden die Tränen in die Augen, und er sagte dankend: Ave Maria!

Denn immer stand vor seiner Seele das Bild der Mutter Gottes mit dem Jesuskind. So lebte dieser beraubte Mensch in der gnadenreichen Gegenwart der himmlischen Mutter und des göttlichen Kindes. Im Winter aber fror es ihn zuweilen bitterlich, da sagte er, flehend um etwas Wärme: Ave Maria!

Sein Schutzengel verließ ihn nie, sondern er sah ihm auf den Grund seiner Seele, darinnen erstrahlte wie in einem klaren See das Bild der Mutter Gottes und des Jesukindes. Salaün aber saß da und streichelte das Moos, welches schneefrei war, unter der schiefen Eiche; und weil es ihm schön vorkam, sagte er dankbar: Ave Maria! Der unsichtbare Engel aber blickte zum Himmel empor, und er klagte wahrlich nicht, daß er dem ärmsten Menschen zugeteilt worden, sondern er sprach: O Gott, es ist schön, bei diesem Menschen zu weilen.

Salaün, als er älter wurde, erkrankte zuweilen und konnte nicht nach Lesneven gehen, um die heilige Messe zu hören und sein Brot zu betteln. Wenn es ihn im Fieber schüttelte und der Hunger ihn bitterlich quälte, sagte er mit stillen Tränen: Ave Maria!

Mildtätige Personen, von dem erbärmlichen Zustand des Armen gerührt, suchten ihn auf und boten ihm eine Zufluchtsstätte in ihren Häusern an, indem sie ihm sagten: »Salaün kommen, Bett schlafen, ausruhen!« – Er verstand sie endlich, aber er folgte ihnen nicht, sondern er schüttelte sein armes Haupt mit den langen wirren Haaren, und sagte: Ave Maria, ave Maria!

Die Wölfe und andere wilde Tiere taten ihm nichts zu leid, Maria schützte ihn. Vierzig Jahre brachte er in diesem Leben zu; als ihn ein frommer Mann bei der Quelle dem Tode nahe fand – er hatte ihn gesucht, weil er ihn schon seit einiger Zeit in der Messe zu Lesneven vermißt hatte –, wollte ihn dieser mitschleppen in seine Wohnung. Aber auch jetzt willigte er nicht ein, sondern machte dem Manne mit vieler Mühe begreiflich, daß er gehen und den Pfarrer zu ihm bringen solle; er sagte: »Salaün Himmelsbrot essen, o bitte, Ave Maria!« – Der Mann kam mit dem Pfarrer zurück, der dem Salaün dann die heiligen Sterbesakramente reichte. Gleich darauf, von Unserer Lieben Frau inniglich getröstet, verschied er in süßestem Frieden.

Dieses war an einem Samstag geschehen. Des andern Morgens, jedoch zu früher Stunde und noch vor der heiligen Messe, wurde Salaün auf dem Kirchhof der Pfarrei ohne alles Gepränge begraben; außer dem Pfarrer und Meßner war niemand zugegen. Aber als der Pfarrer sagte: requiescat in pace, er ruhe in Frieden, und sodann in die Sakristei zurückkehren wollte – da erhob sich in den Sphären ein wundersames Tönen, bald leise bald brausend, lieblich und gewaltig ein Engelgesang, und die Engel sangen das Ave des Narren Salaün, Ave Maria. Bestürzt blieben Pfarrer und Meßner am Grabe stehen, da standen sie lange, bis schon das Volk zur Sonntagsmesse herankam. So hörte die ganze Gemeinde die Himmelsmusik, und keiner konnte mehr etwas sagen vor Staunen. Aber alle erfuhren sie so, daß Salaün der Freund und Schützling Unserer Lieben Jungfrau gewesen. Zum Andenken des himmlischen Grabgesanges aber wurde am Orte der Eiche und Quelle Salaüns, draußen im Walde, zu Marias Ehren eine Kapelle errichtet, und hierdurch Salaüns irdischer Wohnort für immer der Mutter Gottes geweiht.

Maria gebietet dem schwarzen Tod in Arras

classtests.com

Da Maria die Morgenröte ist, welche der Sonne der Gerechtigkeit, Jesus Christus, vorausgeht und sie enthüllt, muß Maria erkannt und offenbar werden, damit auch Jesus Christus es werde.

Der selige Ludwig Maria Grignion von Montfort.
(»Vollkommene Andacht zu Maria«)

Um das Jahr 1050 gab es in der Stadt Arras eine Straße, welche Liebfrauenstraße hieß. In dieser Straße gab es schöne Häuser, aber zwei waren am schönsten, und die lagen nebeneinander; das eine gehörte einem Herrn, der hieß Normann, das andere einem Herrn von Brabant. Diese Herren genossen beide eines mächtigen Ansehens, aber sie teilten sich ungern darein, denn es wollte jeder der erste sein, und deshalb hatten sie Feindschaft.

Es hatte aber Brabant zwei Knaben, Normann einen einzigen nur. Normanns Knabe jedoch, Peter Normann geheißen, schloß insgeheim Freundschaft mit Ithar, dem einen der Knaben des Herren Brabant.

In ihrer Kindheit schlossen sie insgeheim diese Freundschaft, und davon wußten die Väter nicht, denn sie durften es durchaus nicht wissen, wegen der Feindschaft zwischen den Häusern. Es waren nämlich die Knaben voreinander sorglich und strenge behütet, und sie sollten nach dem Willen der Väter keines gemeinsamen Umganges pflegen.

Aber Peter Normann und Ithar Brabant gingen zu ein und demselben Kaplan, zusammen mit den anderen Knaben ihres Alters, denn dieser unterwies sie gemeinsam in der Lehre des Heils.

Zuerst redete Peter Normann kein Wort zu Ithar Brabant und Ithar Brabant nicht zu Peter Normann, weil sie wußten, daß sie Feinde sein sollten. Aber der Kaplan setzte die Knaben einen neben den andern, und wenn sie schon ein anderes Mal sich anders setzen wollten, setzte er sie wieder nebeneinander. Peter Normann tat jedoch so, als sähe er den Ithar Brabant nicht, und dieser tat ebenso.

Es nahte indes die Zeit, daß alle die Knaben zum Tische des Herren gehen sollten. Und der Kaplan sagte am Tage zuvor: Alle Menschen sind Kinder Adams und Evas, denn insgesamt alle haben in der geschaffenen Ordnung nur den einen Adam zum Stammvater, Eva aber zur Mutter. Darum werden die Menschen sündhaft geboren, nämlich aus Adam und Eva, die im Paradiese sündhaft geworden sind. Mit der Sünde ist Feindschaft zwischen die Menschen gekommen, Kain erschlug Abel, seinen Bruder. – Es haben jedoch die Menschen in der Ordnung des neuen und ewigen Bundes einen neuen Stammvater, Christus Jesus, den neuen Adam, alle insgesamt diesen einen, den einen und einzigen Christus, Sohn des lebendigen Gottes, geboren aus Maria der Jungfrau, Christus Jesus, der uns am Kreuze erlöst hat. Es haben die Menschen im Neuen Bund all insgesamt die gemeinsame Mutter, sind nämlich durch Christus Jesus dieser einen Mutter all zu Kindern geworden, Maria der vielliebe Frau. – Und der Kaplan erhob seine Stimme, wenn schon nur ein wenig, und sagte: Zwischen die Kinder Marias ist durch Christus Jesus Gottesfrieden gesetzt, die liebreiche Freundschaft. Darum wenn unter euch allfällig heute noch Feindschaft ist, so können die Feinde nicht zu des liebsten Herrn Tisch hingehen und das Brot der Liebe nicht essen, es sei denn, sie versöhnen sich am heutige« Tage. Darum, wenn unter euch noch eine Feindschaft ist, sollen die Feinde in die Kirche zu Unserer Lieben Jungfrau gehen, und dieses sollen sie tun noch am heutigen Tag, und mögen Freunde dort werden; denn so ziemt es den Kindern Marias, der einen Mutter Maria.

Alle Knaben gingen aber heim, denn sie waren gut Freund, allmiteinander. Als Vorletzter jedoch ging Peter Normann aus dem Raume, als Letzter ein Stück hinter ihm ging Ithar Brabant. Peter Normann schaute sich keineswegs um nach Ithar Brabant, und dieser schaute nicht zu ihm vor.

Es ging aber Peter Normann in die Kirche, geheißen zu Unserer Lieben Frau. Als er dort vor dem Bild Mariä der Mutter stand, kam Ithar Brabant und stellte sich neben ihn hin.

Sagte Peter Normann, und dieses war sein erstes Wort: Du bist da. Erwiderte Ithar Brabant: Du bist auch da.

Sagte Peter Normann: Wenn du es meinem Vater nicht sagst, sondern gar keinem Menschen, so will ich dein Freund sein.

Erwidert Ithar Brabant: Auch ich will dein Freund sein, wenn du es meinem Vater nicht sagst, sondern gar keinem

classtests.com

Menschen.

Sie versprachen einander, es niemand zu sagen, und so waren sie insgeheim Freunde geworden. Dann verließen sie die Kirche und draußen sagte Peter Normann: Vielleicht meinst du, daß ich dich fürchte, oder warum meinst du, daß ich dein Freund geworden bin? – Erwiderte Ithar: Schäme dich, daß du mich fragst, denn du weißt schon warum. – Da lachte Peter Normann und sagte ja. Sie gaben sich auch die Hand und damit galt es.

In ihrer geheimen Freundschaft erwuchsen die Knaben zu fröhlicher Jugend. Als sie aber groß genug waren, offenbarten sie ihren Vätern, daß sie schon lang sich von Herzen zugetan waren. Der alte Normann sagte zu Peter: Du hast mich verraten. Aber Peter erzählte ihm den Hergang der Dinge. Da entgegnete der alte Normann kein Wort, als jedoch der alte Brabant in der Tagung des Rates eine Sache vertrat, erhob sich Normann und sagte, sie schiene ihm gut so. Darüber staunte Brabant und die ganze Versammlung. Als die Väter gestorben waren, zogen Peter Normann und Ithar Brabant an ihrer Statt in den Rat ein. Und sie hielten die Freundschaft, die sie vor dem Angesichte der Jungfrau sich zugelobt hatten, getreulich. Das Gemeinwesen von Arras erblühte, weil zwischen diesen Mächtigen der Gottesfrieden herrschte.

Wie schon gemeldet, hatte Ithar Brabant einen Bruder. Dieser jedoch liebte den Peter Normann gar wenig und sagte einmal zu ihm: Durch meinen Bruder bist du zu hoher Ehre gekommen, ohne ihn wärest du nichts. Aber Ithar, mein Bruder, ist ein herrlicher Mensch. – Er sagte dieses aber vor Zeugen. Es geriet deshalb Peter in mächtigen Zorn und forderte ihn zum Zweikampf heraus. Da ging jener zu seinem Bruder hin, erzählte den Hergang und sagte: Dein Freund hat mich zum Zweikampf gefordert. Ithar erwiderte: Warum hast du den Handel begonnen? Jener erwiderte ihm: Weil ich dich liebe, Bruderherz. Den Peter Normann aber mag ich nicht. – Da umarmte ihn Ithar und sagte: Es kommt ein bitterer Tag, wie es auch kommen mag.

Peter erschlug am andern Tage den Bruder des Ithar Brabant im Zweikampf. Da wurden Ithar Brabant und Peter Normann zu Todfeinden.

Arras aber, von der Fehde dieser mächtigen Herren zerrissen, litt Schaden. Und es geschahen furchtbare Dinge von beiden Seiten. Auch verließen Peter und Ithar ihre nachbarlichen Häuser; von ihren Getreuen umgeben, wohnte der eine jetzt an dem einen, der andere am andern Ende der Stadt. Ihre Haufen lieferten sich blutige Kämpfe.

Solche Mißachtung des angelobten heiligen Friedens forderte den Himmel heraus. Es zog Pestilenz ein in Arras, welche der schwarze Tod genannt wird. Und es entvölkerten sich die Häuser durch Seuche und Feindseligkeiten.

Das Wehklagen der Weiber und Kinder erbarmte Unsere vielliebe Frau. Sie zeigte sich im Traume dem Peter Normann und dem Ithar Brabant, jedem einzeln; denn sie liebte sie noch von ihrem Knabengelöbnis her, dessen sie eingedenk blieb, obgleich es gebrochen war. Im Traum aber befahl sie jedem einzeln, er solle zu Lambert gehen, dem Bischof, und ihm offenbaren: er werde aus ihren, der Jungfrau Händen, das Heil und Licht gegen Pestilenz und Finsternis des Elends, worinnen die Stadt Arras versunken, empfangen.

Normann ging zuerst zum Bischof und erzählte ihm die Erscheinung; allein dieser hielt sie für einen Traum und achtete nicht darauf. Währenddessen aber fand sich auch Ithar ein und richtete, ohne von Normann zu wissen, seinen Auftrag aus. Der Bischof entgegnete, daß soeben auch Peter Normann bei ihm gewesen sei und das Gleiche erzählt habe. »Wie?? Peter Normann?« schrie Ithar, »der Mörder meines Bruders! wo ist er, daß ich ihn erschlage, bevor er dies Haus verläßt?!«

Es erkannte aber der Bischof hieraus, daß diese beiden Männer, die solche Todfeinde waren, nicht aus Zufall, sondern auf göttliche Anordnung durch Marias Befehl vor ihm erschienen seien. Deshalb beschwor er den Ithar, er solle doch nur einen Augenblick lang überlegen, was es bedeute, daß ihnen die allerseligste Jungfrau einen gleichen Befehl und dieses Befehles Gnade gerade ihnen erteilt habe. Maria selbst, die Mutter des Erlösers! Könne die Liebreiche ihm ein herzlicheres und ein deutlicheres Zeichen geben, daß er solle nach dem Beispiele des Erlösers nunmehr, und vor allem andern, dem Feinde von Herzen vergeben. Ob er denn der Mensch sei, seiner Mutter die Erfüllung einer Bitte zu verweigern. Wie wäre er, Lambert, froh, wenn ihn die Mutter je einer so lieben Bitte würdigen möchte. – Mit solchen und ähnlichen Worten bestürmte er das Herz des Herrn Ithar Brabant. Dieser sah finster zu Boden, aber er gedachte der freundlichen Knabenzeit und wie sie sich damals vor der liebreichen Mutter die Freundschaft angelobt hatten. – Der Bischof erlahmte unterdes nicht, sondern er sagte: Ihr könnt mir glauben, lieber Herr, daß Euer Bruder sich im Himmel für Unsere Mutter wird freuen, wenn Ihr Euch jetzt mit Peter Normann versöhnt! –

Diesmal hatte der Bischof das Wort gesagt, dem Ithar Brabant nimmer zu widerstehen vermochte. Er verzieh seinem

classtests.com

Feinde um Christi willen von ganzem Herzen, und ließ ihn durch den Bischof bitten, er solle allein in die Kirche Unserer Lieben Frau kommen, er aber ginge ihm voraus, allein und ohne alle Begleitung und erwarte ihn dort. –

Vor dem Altar, wo einst Peter Normann als Knabe seiner geharrt, harrte nun Ithar, und als Peter Normann erschienen, umarmten sie sich beide und versprachen der Jungfrau aufs neue Gottesfrieden und Freundschaft. Und jetzt genasen die Menschen der Stadt Arras von der Seuche des schwarzen Todes und von allem zerfleischenden Haß. – Der Haß nämlich, was ist er denn anderes als selbst eine Seuche und schwarzer Tod? – Die Liebe aber das Heil gegen seine Pestilenz, das Licht in der Finsternis des Elends. Fürwahr, dieses ist ja der Liebe Herrlichkeit: daß sie zeugt und leuchtet in die Zeit und fortbrennt in die Ewigkeit! Amen.

Mariendienst eines spanischen Hirten

Da Maria unsern Heiland und unser Leben zur Welt brachte, hat sie uns alle zur Seligkeit und zum Leben wiedergeboren.

Der heilige Abt Wilhelm.

In der portugiesischen Stadt, genannt Villa-Vitiosa, wollte vor alter Zeit jemand einen Weinkeller bauen. Er schickte Leute in sein Grundstück, um die Erde auszuheben. Als diese eine gewisse Zeit gegraben hatten, ließ einer plötzlich den Spaten sinken und rief mit allen Zeichen des Erstaunens eilig seine Mitgesellen herbei. Ob sie denn nichts verspürten, fragte er sie, als sie neben ihm standen. Sie verspürten es aber deutlich, daß an dieser Stelle dem Boden ein eigentümlicher Wohlgeruch entströmte. Dieser Duft drang mit einer solchen Stärke und Süßigkeit empor, daß sie unwillkürlich zurücktraten, um nicht betäubt zu werden. »Dieser Boden ist heilig«, sagte einer, und ein anderer meinte, es wären vielleicht, aus einer kriegsgefährlichen Zeit her, noch gottesdienstliche Gefäße hier vergraben; vielleicht sei derjenige, der sie auf solche Weise vor einem heidnischen Feind habe schützen wollen, von plötzlichem Tode überrascht worden, ohne sein Geheimnis jemandem eröffnen zu können. In dieser Meinung befangen, wollten die Erdarbeiter nicht ohne besonderen Befehl weitergraben, sondern es lief einer in die Stadt, um die Geistlichkeit zu verständigen. Gleich den Arbeitern gewahrten auch die geistlichen Herren den seltsamen Wohlgeruch, und sie hießen die Leute ihren Spaten mit aller Behutsamkeit gebrauchen. Schließlich wurde eine mit schwarzem Pech dicht überstrichene Bleitruhe in der Erde vorgefunden und ausgehoben. Unter der ehrerbietigen Neugier des herbeigeeilten Volkes sorgsam geöffnet, enthielt die Truhe ein mit kostbaren Hüllen umwickeltes, holzgeschnitztes Liebfrauenbild. Das Volk verlangte, es solle sogleich eine kleine Kapelle an diesem Orte gebaut werden, um das Bild aufzunehmen; denn der Wohlgeruch bewiese, daß Maria Bild und Stätte begnaden wolle. Dem frommen Verlangen kamen sowohl die geistlichen Herren, indem sie die Erlaubnis erteilten, wie auch der Besitzer des Grundstückes, indem er dieses für den Kapellenbau schenkte, entgegen. Es erfolgte eine Sammlung im Volk, womit für die Baukosten gesorgt war. Nach kurzer Zeit stand das Kirchlein fertig da, und die kleine Statue wurde bei der Einweihung darin aufgestellt. Mit feuriger Begeisterung wanderten nun die Leute an diese trauliche Stätte. Aber wie es im Welschland und auch anderwärts nun einmal geht, oder vielmehr überhaupt in der menschlichen Natur liegt: – als man die Neuheit des Ortes gewohnt war, erlosch das fromme Feuer fast ebenso schnell wie es sich im Gemüte dieser Stadtbewohner entzündet hatte. Einige Jahre später schienen sie der Kapelle vergessen zu haben. Und als ein Menschenalter verstrichen, begann diese, weil von niemand gepflegt, zu verfallen; – ganz so wie es oftmals, nach großartigem Anlauf, mit der menschlichen Bekehrung auch wieder zurückgeht, und die mit so lebhaftem Getue, Musik auch, und geschwollenen Gebärden erstellten Seelentempel-Kulissen verkrachen und weggeräumt werden, um den Dämonen Platz in der Seele für einen neuen Modenbetrug zu schaffen.

Was nun die genannte Kapelle bei der Stadt Villa-Vitiosa betrifft, so wäre sie völlig verwaist und sich selbst überlassen geblieben, wenn ihr nicht ein paar gute Hirten in der dortigen Umgegend die Treue gewahrt hätten. Sie waren jetzt die einzigen Besucher dieser Stätte Unserer Lieben Frau. Unter ihnen befand sich auch ein hieher verdungener Spanier, gebürtig aus Kastilien und Ferdinand mit Namen geheißen. Dieser Mann trug in seinem einfältigen Herzen eine besondere Andacht zur Mutter Gottes. Darum ehrte er auch ihr Bild in der Kapelle und war in dieser Verehrung eines, für seinen Stand nicht geringen Opfers fähig: indem er nämlich von dem Öle, das er als Lohn für das Weiden der Herden empfing, eine brennende Lampe vor dem Marienbild unterhielt. Er kam also täglich in die Kapelle, hatte er doch – was wertvoller ist als Öl – auch sein Herz Maria geschenkt.

classtests.com

Weil die anderen Hirten nach anderen Weideplätzen abgezogen waren, blieb Ferdinand schließlich der einzige Gast Marias in dieser Kapelle, dafür ein treuer.

Als er jedoch seinen Dienstplatz in Portugal verließ, weil er in seiner spanischen Heimat, bei Cordova, sich einem anderen Herrn das Vieh zu hüten verdungen hatte, tat ihm der Abschied von dem lieben Bilde gar zu weh. Wissend, daß sich außer ihm doch niemand darum gekümmert hatte, hielt er es für ein frommes Recht, das Bild mitzunehmen in die Heimat. Ehrerbietig holte er es von seinem bisherigen Platze und packte es, sauber verwickelt, in seinen Hirtensack. Dann machte er sich damit auf nach Cordova, in die Flur Gamonaras, wo er seine neue Viehweide versah. Das Bild aber stellte er dort in einen alten, ausgehöhlten Weidenstamm, wo es, gegen Wind und Wetter geschützt, seine fromme Zuflucht war. Hier verrichtete er jetzt seine Gebete, danach aber, je nachdem die Arbeit ihm dazu Zeit ließ, sang er zu Ehren Marias die Lieder, die er wußte. Weil er aber auch die Zupfgeige zu gebrauchen verstand, spielte er Unserer Lieben Frau auf ihr vor. Allmählich zog er auch die anderen Hirten aus der Nähe zu dieser freundlichen Stätte.

Unterdessen hatte man aber in Villa-Vitiosa, mehr zufällig als mit Absicht, gemerkt, daß die verfallene Kapelle leer war und das Bild verschwunden. Nun auf einmal taten sie so, als ob ihnen der Schatz, den zu hüten sie sich keinerlei Mühe genommen, kostbar und unentbehrlich wäre. Durch eifriges Herumfragen stellten sie fest, daß wohl niemand anders als der spanische Hirte das Bild entführt haben könne, wozu sie übrigens nicht übermäßig viel Scharfsinn gebraucht hätten; denn Ferdinand allein hatte noch für das Bild Sorge getragen. Flugs entsandten sie ein Dutzend Reisige gen Cordova, die dann auch richtig unsern Hirten, den Hüter des Bildes, und dieses selber im Weidenstamm entdeckten. Nicht ohne Triumphgeschrei, aber auch ohne langes Federlesen bemächtigten sie sich, nachdem sie das Bild schon sorglich an sich genommen, auch der Person seines Entführers, den sie zum Angeld auf seine künftige Strafe zuerst noch mit einer Tracht Prügel bedachten. Die siegreiche Schar zog mit dem Bild und mit dem gefangenen Sünder in Villa-Vitiosa ein, woselbst das Gericht gegen den Hirten zusammentrat und ihn wegen Kirchenraubes zum Tode verurteilte. Am andern Tag sollte er an den Galgen gehängt werden.

In solcher Not wandte sich der Diener Marias zu seiner viellieben Königin und sprach in seinem einfältigen Herzen also zu ihr: »O du abgrundgute Herrin und Frau, das kann doch nimmer geschehen, daß dieses mein Lohn ist. Gedenke doch, wie sie dich allein gelassen in der Kapellen, nur bloß ich armer Viehhirt habe nach dir geschaut. O du vielliebe Mutter, von meinem armseligen Lohne ein gutes Teil habe ich gegeben, um dir ein Lämplein zu brennen, nun soll der Galgen mein Lohn sein. Gedenk doch, o Jungfrau, der Nacht zu Bethlehem, uns Hirten allein haben die Engel zu dir und deinem göttlichen Kinde als Erste geholt. O Maria, Maria hilf!«

Als man am andern Morgen den Hirten aus dem Kerker holen wollte, war er fort. Von einer bösen Ahnung erfaßt, stürzte man auch allsogleich in die alte Kapelle, die Blumen waren noch da, die man ausnahmsweise zum Wiederempfang des Bildes gewunden, hingegen das Bild war verschwunden.

Hurtig wurde eine neue und größere Reiterschar entsandt, denn so wenig man sich diese Flucht aus wohlverschlossenem Kerker und des Hirten wiederholten wagemutigen Raub zu erklären vermochte, hoffte man zu Pferde schon in wenigen Stunden seiner und des Bildes habhaft zu werden. Aber die Reiter mußten reiten bis in das Spanische hinein, über drei Tagereisen weit, und sie fanden in der Flur Gamonaras, bei Cordova, den Hirten, der das Bild schon vor drei Tagen wieder andächtig in den hohlen Weidenstamm hineingestellt hatte. Da überfiel die Reisigen eine heilsame Furcht, denn es war unverkennbar, daß die Flucht des Hirten und des Bildes, in so menschenunmöglicher Schnelligkeit, hatte durchaus nicht ohne göttliche Hilfe geschehen können. Und es wagte der Leutnant dieser Schar nicht mehr, Hand an den Hirten oder gar an das Bild selber zu legen, vielmehr stiegen sie in banger Ehrfurcht von ihren Pferden und verrichteten eine friedliche Andacht. Bevor sie sich wieder aufsetzten, um das Wunder in ihre Heimat zu melden, schenkten sie dem Hirten noch Geld, damit er dem Bilde hier eine kleine Kapelle erbaue, und sie sagten, als ein zweiter Habakuk solle er nun ungeschoren bleiben an dem Ort, wohin ihn Gottes Wille und die Fürbitte der Jungfrau mitsamt dem Bilde wieder entführt habe. Wer aber von den Leuten in Cordova glaube, nicht ohne zeitweilige Andacht vor diesem Bilde leben zu können, der solle es machen wie sie und hieher in die Flur Gamonaras, sei es reiten, sei es pilgern; sie aber seien christliche Soldaten und wollten nicht dem zu befürchtenden Zorne Gottes verfallen, indem sie seinem klaren Willen entgegen hier ein zweites Mal zu handeln versuchten. Damit zogen sie ab.

In der Tat wurde alsbald an jenem Weideplatz eine Kapelle gebaut, an welcher Ferdinand noch viele Jahre als Mesner Gottes- und Mariendienst tat. Und Unsere Liebe Frau segnete die neue Ruhestätte ihres Bildes mit unzähligen Gnadenerweisungen an ihren Kindern und Pilgern, bis auf den heutigen Tag.

classtests.com

Salve Regina

(Die bittere Geschichte des süßen Gebetes)

Hätte Gott vielleicht nicht auf einem anderen Wege, als durch die Jungfrau, uns den Wiederhersteller des Menschengeschlechtes und Urheber des Glaubens geben können? Nun war es aber der Ratschluß der göttlichen Vorsehung, uns den Gottmenschen durch Maria zu geben, die, fruchtbar geworden durch den Heiligen Geist, Jesus in ihrem Schoße getragen. Darum bleibt uns keine andere Wahl, als daß wir Christus aus den Händen Mariä empfangen.

Pius X.

Es war im Herbst 1013, als einem Ehepaar von Veringen ein gelähmtes Kind geboren wurde. Die Wehmutter erkannte an dem gekrümmten Rücken des armen Knäbleins sein körperliches Schicksal und mit einigen leisen und verlegenen Worten machte sie zuerst den Vater aufmerksam auf diese harte Tatsache. Die Mutter selbst, müd von den Schmerzen der Geburt und doch zugleich wonnig froh, merkte es zu aller Anfang noch nicht, doch als sie wieder ein wenig Kraft gewonnen und das Kindlein zum zweiten Male zu sehen verlangte, fiel es ihr auf. Ein paar Augenblicke sagte sie gar nichts, aber dann kamen ihr die Tränen. Es trat gerade der Vater wieder ins Gemach und als er die Tränen sah, konnte er die seinen auch nicht ganz zurückhalten, indes legte er seine Hand aus das Haupt seines Weibes und streichelte ihr sanft übers Haar, um sie zu trösten. So wurde Hermann von Beringen, zubenannt Contractus, der Zusammengezogene, Gelähmte, bei seinem Erscheinen auf Erden mit Zähren der Liebe und des Kummers begrüßt. Dann aber schlug die Mutter ihrem Eheherrn vor, sie wollten das Kind Maria, der Mutter Gottes, weihen, damit es vom ersten Tage an, weil in seiner Bresthaftigkeit eines besonderen Schutzes bedürftig, dem Schutz Unserer Lieben Frau auch in besonderer Weise unterstellt sei.

Die Eltern versuchten auch, dem Kinde mit natürlichen Mitteln zu helfen, fragten die Ärzte, probierten es mit Bädern und dergleichen, aber das alles half nichts, der Knabe blieb lahm. Als er heranwuchs, konnte er sich nicht selber von der Stelle bewegen, sondern man mußte ihn stützen oder tragen. So hatte er mit seinem gekrümmten Rücken eine traurige Kinderzeit.

Seine Mutter aber, da sie sah, wie viel im äußeren Leben diesem Menschenwesen versagt sein werde, bat Gott, daß er sein inneres Leben dafür um so reicher werden lasse, und um hierzu das Ihre nach Kräften beizutragen, flößte sie dem Hermann frühzeitig eine inständige Liebe zu Maria ein; denn diese Frau wußte in ihrem Herzen, daß Maria der Weg zum inneren Leben ist, nämlich zu Christus Jesus, der ja durch Maria zu uns gekommen und zu dem wir nur durch Maria gelangen.

Nebstdem war die Mutter bedacht, die Willenskraft des Knaben so zu stärken, daß er in den Grenzen der beschränkten Möglichkeit die Schwäche des Körpers überwinde. Weit entfernt also, ihr Sorgenkind zu verweichlichen, verlangte sie vielmehr Anstrengungen von ihm; er lernte zum Beispiel ziemlich früh lesen und schreiben, obwohl er bei seinem Zustand dies, besonders zu Anfang, nur mit Schmerzen vermochte.

Endlich aber, weil die Eltern auch in einem reicheren geistigen Leben eine gewisse Entschädigung für die körperliche Beraubtheit und eine natürliche Ergänzung des geistlichen Lebens erblicken, beschlossen sie, daß er studieren solle. Deshalb gaben sie ihn im Alter von sieben Jahren in das Kloster Reichenau in die Schweiz, woselbst die Jünger des Heiligen Benedikt eine ihrer weltberühmten Schulen hatten. Dort zeichnete sich der Knabe nicht nur durch Frömmigkeit aus – gewohnt, wie er war, in Maria zu leben und unter ihrem still wirkenden Schutze –, sondern auch durch Neigung und Geschick zu den Wissenschaften. Der innewohnenden Neigung freilich kam auch jene Härte gegen sich selber zu Hilfe, die man ihm häuslich anerzogen hatte; so vermochte er vieles über und wider seine Schwäche und übertraf an Kenntnissen alsbald andere, die da blühten in ihrer frischen Jugendzeit.

classtests.com

Dergleichen klingt nun ganz tröstlich, es bleibt aber nicht weniger wahr, daß Hermann unter unsäglichen Martern heranwuchs, des Körpers wie des Herzens; er hörte den frohen Lärm der Knaben und sah sie herumspringen, in ihrer Glieder Märzenfreude; er sah die Jünglinge fortziehen zu ihren Ausflügen in Berg und Tal und sah sie heimkehren mit geröteten Wangen und geweiteter Brust, Bilder der Jugendkraft. Da mußte er Maria bitten, daß sie ihm helfe, die Armut des Körpers ohne Neid weiterzutragen. Ein tiefes Weh aber blieb eingesenkt in sein Gemüt. Und Maria sprach zu ihm: »O mein Sohn, ich sehe deine Tränen, die du noch immer weinst, und die Wunde deines Herzens, die still innerlich blutet. All dieses tränkt den Garten deiner Seele wundersam, und es sind wenige in dieser großen Schule, deren Seele Gott so köstlich entgegenblüht wie die deine. Sei fest, ich bin dir nahe!« – Indem sie dies sagte, beließ sie ihm aber das Weh, auf daß er ob jenes Trostes nicht in geistlichen Hochmut verführt werde. – Ungeachtet seiner Gebrechlichkeit machte er solche Fortschritte in den Wissenschaften und war von Gottesliebe so erfüllt, daß ihm der Abt erlaubte, die Profeß abzulegen. Dies war wohlgetan. Hermann förderte den Ruf jener benediktinischen Gemeinschaft, denn aus der Zelle, die er körperlich so selten verlassen konnte, wanderte manches schöne Buch hinaus zu den Menschen, als Kundschaft seines tätigen und frommen Lebens; Druckereien gab es damals nicht, so wurden seine Bücher abgeschrieben und weitergegeben an andere Schulen.

Seine Leiden freilich verließen ihn nicht. Er trug sie mit einer Geduld, wie sie nur Maria der eigenen Anstrengung verleihen kann. Der Abt sagte einmal bei der gemeinsamen Mahlzeit, an der ja Hermann selber nicht teilnehmen konnte: Wenn sich Tapferkeit ließe in Krüge fassen, so könnte ein Feldherr davon genug aus der Zelle Hermanns forttragen, um eine ganze Armee mit Tapferkeit zu tränken.

Wie dem auch sei – das tiefe Weh über seinen unglücklichen Leibeszustand verblieb unserm Hermann trotz allem. Er hörte nicht auf, die Mutter Gottes mit dem kindlichsten Vertrauen um Hilfe und Änderung anzuflehen.

Drei Jahre gingen hin, er fand keine Erhörung. Eines Tages aber schien ihm, als sähe er sich in eine andere Zeit versetzt und in eine große Weite, darinnen er herumging mit einer Kerze und mit ihr unzähligen Menschen, die auch ihr Lichtlein trugen, dieses anzündete. Es war in einem ungeheuren Dom.

Nach diesem Gesichte wandte er sich in seinem Herzen zu Maria und sprach also: O du vielliebe, vielgute Frau, was mag wohl dieses Gesicht nur bedeuten? denn wenn ich so herumgehen kann, unter den unzähligen Menschen, und all ihre Lichtlein entzünden – darf mich dieses nicht dünken, daß mein armseliger Körper zu Geradheit und Kräften kommt? – Da war ihm, als lächelte die Jungfrau, man konnte dies Lächeln wohl für ein Ja nehmen, aber Maria sagte kein Wort, sondern sie lächelte eben nur. – Hermann indes kehrte geduldig zu seiner Arbeit zurück.

Immerhin ertrug er von da an aber alle seine Leiden mit noch größerer Stärke des Gemütes, mit noch friedlicherer Heiterkeit des Geistes als je zuvor. Der Abglanz davon zeigte sich in seinem geschriebenen Wort, das von einer wunderbaren Einsicht und Klarheit in die Wissenschaft des Heiles beseelt war. Und was er schrieb, wurde weitum mit Freude und Staunen gelesen, vieler Menschen Geist entzündete sich daran, und es kam nicht selten vor, daß Menschen von weither in die Reichenau kamen, um ihm selber zu danken in der Abgeschiedenheit seiner Zelle. Das erfüllte Hermann mit Fröhlichkeit. Er glaubte jetzt jenes Gesicht deuten zu können, und zwar dahin, daß sein Wort die Kerze sei, womit er die Lichter der anderen entzünde!

In der unsäglichen Dankbarkeit dafür, daß er, obschon gelähmt, so in die Nähe und Ferne wirksam geworden, voll seligsten Trostes und in dem Willen, allen Betrübten und Leidenden die Seligkeit des Trostes, die unzerstörbare Zuversicht in Maria mitzuteilen, dichtete er dieses Gebet:

Gegrüßet seist du, Königin,
Mutter der Barmherzigkeit,
unser Leben, unsere Süßigkeit,
unsere Hoffnung, sei gegrüßt!
Zu dir rufen wir verbannte Kinder
Evas! Zu dir seufzen wir trauernd
und weinend in diesem Tale der Tränen!
O wende denn du, unsere Fürsprecherin!
deine mitleidigen Augen uns zu
und nach diesem Elende zeige uns
die gebenedeite Frucht deines Leibes! –

classtests.com

Dieses Gebet des gottseligen Mannes ist in Wirklichkeit zu der Kerze geworden, womit Hermann unzähligen Herzen das Licht entzündet hat! Die Kirche hat es zum Schlußgebet der heiligen Messe erhoben, so wird es seit manchem Jahrhundert von unzähligen Menschen gebetet oder gesungen. Der es aber zum erstenmal sang, der selige Hermann, starb in seinen Leiden früh dahin. Salve Regina! grüßte er im Himmel von Angesicht zu Angesicht die Königin. Salve! – erwiderte sie ihm lächelnd und hieß ihn willkommen.

Mutter der Barmherzigkeit

Die Würde einer Mutter Gottes erhebt dich, o Maria!
über alle Geschöpfe und himmlischen Geister.

Der heilige Thomas von Aquino.

Die Stolzen sind unweise, auf den Demütigen aber ruht der Segen der Weisheit. Maria war von allen am demütigsten. Deshalb ist die Weisheit des Ewigen Vaters, Christus Jesus, in Maria Mensch geworden. Die Stolzen haben keine Liebe, sondern ein unruhiges Verlangen nach ihrer eigenen Vergrößerung, davon sie verzehrt werden; so sterben sie bei lebendigem Leibe eines kalten. Todes; niemand liebt sie, es wäre denn, um sich nach kurzer Zeit erschaudernd von ihnen abzuwenden; Gott liebt sie, aber da ihr unweises Herz nur die Selbstliebe pflegt, verschließt es sich Gott. – Maria hat der Selbstliebe nicht gedient. Somit war ihr Herz der Liebe vollkommen geöffnet. Die Weisheit des Ewigen Vaters, Christus Jesus, nahm deshalb in ihr die vorherbestimmte irdische Wohnung ein; sie wurde die Mutter des Neuen Bundes, den Gott durch seinen eigenen Sohn, Christus Jesus, mit den Menschen schloß; sie wurde die Mutter der Barmherzigkeit. Nun urteilet selbst: – an wen wollt ihr euch wenden, um Christi Barmherzigkeit zu empfangen, wenn nicht an Maria! Oder wollt ihr die gottgeschaffene Ordnung beiseiteschieben und die Barmherzigkeit von euch aus bei Christus erobern? Er wird euch antworten: ich bin aus Maria geboren, aber weil ihr stolz seid, darum seid ihr unweise und könnt es nicht fassen. Den Demütigen allein erschließt sich dieses Geheimnis Meiner Liebe.

Der selige Joseph Ariol hatte sich Christus durch Maria geweiht. Je mehr er sich Maria anheimgab, desto mehr wurde ihm ihre Barmherzigkeit eigen; und selten hat ein Mensch so wie er Maria als die wahrhafte Mutter der Barmherzigkeit erkannt und geliebt; seine Seele empfing unausgesetzt Christus in Maria. Selten auch hat daher ein Mensch die Tugend der Barmherzigkeit gegen die Armen jeder Art, zu denen wir ja alle gehören, so geübt wie dieser treue Diener der glorreichen Jungfrau. In der Stadt Barcelona, in der er gelebt hat, ist er noch heute wegen seiner Barmherzigkeit berühmt.

Von solcher Barmherzigkeit geht aber eine wundersame Kraft aus, welche nicht des Menschen ist; denn Gott versagt sich denen nicht, die von eigener Kraft nichts, sondern alles durch die Fürbitte Marias von ihm erhoffen; durch die Fürbitte Marias: – sie gefallen sich nicht in dem Dünkel, das ihrem eigenen Gebet sich die Gotteskraft überliefere, sondern beten durch Maria, die Mutter der Barmherzigkeit.

Dem Priester Joseph Ariol brachte eine arme Mutter ihr noch ärmeres, weil blindes Kind. Und sie sagte: »Mir liegt nichts an meinem Elend, ich hungere, wenn es schon sein muß, denn ich weiß ja, daß ich nichts bin und Gott kein anderes Opfer bringen kann als meine armselige Armut. Aber seht da mein Kind, es hat nicht einmal den Anblick der Sonne und Erde. Mein Gott, ich will doch gerne weiterhungern mein Leben lang, ich gebe auch meine Augen hin, wenn nur Gott diesem meinem Kind das Augenlicht gibt. Ich bin nichts, aber Ihr seid ein frommer Mann, betet, und es wird sehend werden!«

Und es erwiderte Joseph Ariol, der vor Tränen selber in diesem Augenblick nichts mehr sah: O gute Frau, ihr seid an den Falschen geraten. Denn ich bin noch weniger als nichts. Aber Maria haben wir beide, ihr und ich. Habt ihr Vertrauen zu Maria? –

»Hochwürdiger Herr, was sagt Ihr da? zu wem soll denn ein so elender Mensch wie ich, zu wem sollen wir Armen alle Vertrauen haben, wenn nicht zu Maria! Könnten wir sonst dieses elende Leben aushalten!« –

classtests.com

»Oh mein Gott!« murmelte Joseph Ariol und seine Tränen versiegten, weil es ihm inwendig durch und durch ging, – »wenn es denn sein soll, daß deine Werke geschehen in meiner nichtswürdigen Gegenwart, o mächtiger Gott, so empfehle ich dir dieses Kind durch die Fürbitte der barmherzigsten Mutter, der Mutter des Lichtes – o so möge es Licht werden vor den Augen dieses Kindes – im Namen des dreieinigen Gottes, du Menschenkind, werde sehend durch Christus unsern Herrn, Amen, Amen!« Er machte das Kreuzzeichen auf die Augen des Kindes, und siehe, es sah. Und als es den Priester groß und staunend anschaute, eilte er von dannen. Denn er gedachte in seinem Herzen: wahrlich, o Herr, ich bin es nicht wert, die Werke zu schauen, die du wirkst, siehe wir bei, o seligste Jungfrau, denn ich bin es nicht wert!

Von nun an trachtete Joseph Ariol mit noch größerem Eifer danach, die Menschen mit Vertrauen in Maria zu erfüllen. Der Ernst des Sanftmutes thronte fortan aus seiner gläubigen Stirn, und der Frieden seiner unsäglichen Zuversicht. Wenn er durch die Straßen ging, stürzten die Kinder zu ihm hin, ergriffen seine Hand und sagten: Ave Maria! Er aber antwortete: sine labe concepta, ohne Makel empfangen.

Dem ersten Wunder folgten andere; er heilte Kranke und stellte die Gebrechlichen wieder her. Aber seine Augen waren niedergeschlagen und er betete: Maria, verteidige meine Demut, wende die Blicke dieser Menschen von mir weg zu dir, du Mutter der Barmherzigkeit!

Indes mochte er sich noch soviel Mühe geben, gleichsam das Antlitz zu verhüllen, seine Barmherzigkeit ließ ihn doch immer alles Unglück und Elend der Menschen sehen; denn hierfür schienen seine Augen eigens geschaffen.

Der Selige gehörte zu der Pfarrei in Barcelona, deren Kirche »Unsere Liebe Frau vom Brote« zubenannt ist, und dort war dieser Priester gar wohl an seinem Platz. – Auf den Stufen, die zum Tor der Kirche hinaufführen, pflegte sich seit geraumer Zeit ein lahmer Mensch aufzuhalten, der sich jeden Tag mit seinen Krücken dorthin schleppte, um zu betteln. Joseph Ariol hatte ihn schon öfters gewahrt und sagte eines Tages zu ihm: »Nun, und du? hast du kein Vertrauen zu Maria? – warum läßest du dich nicht heilen wie die Andern, die hierher kommen?«

»Ach,« entgegnete dieser, »ich habe wohl auch schon daran gedacht. Aber ich bin vierzig Jahre alt und kann kein Gewerbe, rein nichts. Wie hätte ich auch etwas lernen können? Wenn ich nun geheilt bin, so wird mir niemand mehr Almosen geben, und ich muß Hungers sterben.«

Joseph Ariol ging in die Kirche hinein und las die heilige Messe. Als er wieder herausging, konnte er seiner eigenen Barmherzigkeit und dem Drange nicht widerstehen, diesem Unglücklichen dennoch zu helfen. Er legte ihm daher die Hände auf und sprach zu ihm: »Stehe auf, nimm eine Leiter in der Sakristei und hänge deine Krücken neben dem Bilde der allerseligsten Jungfrau auf!« –

Der Lahme stand augenblicklich auf, nahm eine Leiter, und hing seine Krücken an einen Nagel auf. Der Selige aber verhalf ihm zu einem bescheidenen Dienst bei der Kirche, wo er noch sechzehn Jahre lebte. Joseph Ariol gab an alledem Maria die Ehre, indem er sagte: »Es geht mit den Sündern, wie es mit diesem Krüppel gegangen ist. Maria hat ihn gleichsam wider seinen Willen geheilt. Wollte Maria warten, bis die Sünder von sich aus bekehrt werden wollen, so müßte ihre Barmherzigkeit oft lange müßig gehen. Sie aber verlangt es, die Sünder zu Christus zu bringen. Wie könnte sie anders, da Christus der Sohn Gottes aus ihr geboren ist!« –

Maria Herzenstraut

(Aus der Erdengeschichte einer himmlischen Liebe)

Weil du niemals an Maria denkst, ohne daß Maria an deiner Statt an Gott denkt, so lobest und ehrest du Maria nie, ohne daß Maria mit dir Gott lobet und ehret. In Maria bezieht sich alles nur auf Gott, und du kannst sie ganz richtig die Beziehung Gottes nennen, die nämlich nur existiert in Beziehung auf Gott, oder auch das Echo Gottes, das nichts sagt, nichts wiederholt als Gott. Sagst du Maria, so sagt sie Gott.

classtests.com

Der selige Ludwig Maria Grignion von Montfort.
(»Vollkommene Andacht zu Maria«)

Des seligen Heinrich Suso wundersame Liebe zu Maria hat es allezeit Vielen angetan und dünkte sie voll Süße. Es hat jedoch alle himmlische Liebe, auf Erden von einem Menschenherzen gefaßt, auch ihre Erdengeschichte, und diese ist bitter. Maria heißt auch Herbe. Zur Wonne gelanget das Herz hienieden durch Bitterkeit. –

Heinrich Suso wurde vom Kloster der Dominikaner zu Konstanz in seiner Jugend nach Köln gesandt, an die hohe Schule. Da wollte er auch Doktor der Heiligen Schrift werden, aber dann überfiel ihn der Geist der Demut; er sah, daß alle Weisheit in Gott ruht, und ward geheißen, sich der Ewigen Weisheit gänzlich hinzugeben. Indem er gehorchte, kam die Kraft des Wortes über ihn. So fing er denn an zu predigen, wie es die große Überlieferung dieses begnadeten Ordens ist, und er zog die Seelen an zum Herrn.

Alle wahre Liebe zu Maria beginnet mit der Demut; die Liebe des Stolzen ist nichts, sie reicht nicht einmal dazu, einen Menschen auf Erden richtig zu lieben. – Heinrich Suso ging einstens bei Köln über Feld und kam auf einen schmalen Steg. Da begegnete ihm eine arme Frau. Weil die Frau nahe zu ihm kam, wich er ihr aus und trat in die Nässe, die Frau aber kehrte sich um und sprach also zu ihm: »Lieber Herr, was meinet Ihr damit, daß Ihr, ein Priester und Herr, mir armen Frau so demütiglich weichet, da ich Euch billiger sollte gewichen sein?« Da sprach er: »Eja, liebe Frau! meine Gewohnheit ist, daß ich allen Frauen gern Ehre anbiete, um der zarten Gottesmutter vom Himmelreich willen.« – Da hob die arme Frau ihre Augen und Hände gen Himmel auf, und sprach also: »Nun bitte ich dieselbe himmlische Frau, daß Ihr von dieser Welt nicht eher scheidet, es sei denn, daß Euch die Mutter Gottes eine Gnade gebe, reich und großmächtig, da Ihr Sie an uns Frauen so ehret.« Er sprach: »Dazu helfe mir die reine Jungfrau Maria vom Himmelreich.« – So demütig war allezeit seine Liebe beschaffen.

Um Maria der Reinen willen aber ergriff ihn ein besonderes Mitleid mit den öffentlichen Sünderinnen. Er konnte es gar nicht bezähmen. Als bei einem festlichen Aufzug am Tor eines Hauses ihrer zwölf, um den Aufzug zu bewundern, versammelt waren, da trat er zu ihnen hin und sagte: »Eja, Schwestern, ich kann es gar nicht denken, daß ihr gerne so lebt! Habt Ihr denn nie etwas von Maria gehört?« Zuerst wollten sie lachen, aber er sah sie so freundlich an und so gut, da lachten sie nicht. Dann sprach er zu ihnen, so mild und so einfältig, daß die Herzen der Mädchen ihm nimmer zu widerstehen vermochten, und er sagte, es sei ja ganz einfach, das Leben zu ändern. Nur Maria müßten sie lieben, dann würden sie von ihr selber zu unserm Herrn geführt, durch diesen aber würden sie weißer denn der Schnee. – Aber er half ihnen aber das Leben neu zu beginnen. Es geschah hierbei, daß er in Unehre kam, denn viele Menschen verstanden ihn nicht. Er aber dachte, daß er als Knabe Blumen an Marias Altar getragen, jetzt seien die erfahrene Verleumdung und Spott die Blumen, die er ihr winde.

Indem Heinrich Suso in Unehre bei falschen Gerechten geriet, erlangte er jedoch einen großen Ruf bei den Sündern; sie kamen zu ihm am hellen Tage, andere heimlich.

Eine Frau von hoher Geburt hatte einen tiefen Fall getan, diesen verbarg sie, indem sie noch Schlimmeres tat. Das Ende hiervon aber war Bitterkeit und Ekel vor sich selbst. Sie sann, wo einer sei, dem sie alles sagen könne, dazu auch Herzeleid und Reue klagen. In ihrer Heimat aber wagte sie nicht, sich jemandem zu eröffnen; denn alle kannten sie, wegen ihres großen Namens. Eines Nachts, als sie wieder sich härmte und keinen Schlaf fand, war ihr Elend allzugroß und sie rief aus: »O Maria, sieh, ich gehe zugrunde!« – Da erschien ihr die Mutter der Barmherzigkeit und sprach: »So wandere zu meinem Diener Heinrich in Köln; der ist ein Nothelfer und Tröster aller leidenden Menschen; der soll dich trösten.« – Und sie zeigte ihr auch sein Bild und sagte: »Schaue gar genau auf sein Antlitz, damit du ihn sicher erkennest.« So kam diese Frau aus fremden Landen zu Heinrich und erkannte sein Antlitz, wie sie ehedem es im Geiste gesehen. Sie bat ihn, daß er sie mit Gott versöhne, und erzählte ihm, wie alles gegangen war. Er aber empfing sie und ihre Erzählung in aller Milde und half ihr auch wieder in allem nach seinen Kräften, wie ihm die Mutter der Erbarmnis geboten hatte; mit um so größerem Eifer, als diese Frau von Maria selbst an ihn gewiesen war. –

Hatte indes Heinrich bisher schon vielfach Unehre bei den Menschen geerntet, so widerfuhr ihm nunmehr die bitterste Schmach und Verfolgung. Viele geben nämlich vor, Maria zu verehren; die wahren Diener Unserer Lieben Frau aber erkennt man nicht selten an dem Hasse und der Verfolgung, die sich wider sie, zu ihrer heiligen Prüfung, erheben. So geschah es Heinrich.

Zu jener Zeit mußte er in die Niederlande fahren, zu einem Ordenskapitel. Aber die Verleumdung war ihm schon

classtests.com

vorausgefahren. Zwei vornehme Herren, die wegen seiner liebreichen Erbarmnis und herzlichen Sorge für jene Frau, die ihnen verwandt war, in Haß gegen ihn entbrannten, hatten sich dorthin begeben. Sie verdächtigten ihn bei den Obern, als ob seine Güte für ihre Base sträflicher Neigung entsprungen, und fügten auch alle Verleumdungen bei, die sie in der Stadt Köln bei schlechten Menschen wider ihn gesammelt. Sie hatten sogar solche gefunden, die ihm Übles aus seinem Predigerwort, desgleichen aus seinen Schriften ansannen, als habe er die Lehre der Kirche entstellt; denn er sprach das Hocherhabene mit Einfalt aus und herzinnig vertraut, wie es ihm war aus seiner Seele liebenden Umgang mit unserm Herrn, aus seiner zärtlichen Kindschaft zur Mutter Gottes. Jene aber waren unweise und tot, so nahmen sie Ärgernis an seiner lebendigen Weisheit. In dem Kapitel ließ man ihn hart an, er mußte vor den Herren gleich einem Verbrecher stehen, und die giftigen Pfeile der Drohungen verwundeten sein mildes Gemüt. Da neigte er sein Haupt und sagte leise: »Ach, lieber Herr, daß Leiden dem Menschen gar so weh tut, und es doch ihn geistlich so schön zieret, das ist ein wunderlich Gefüge von Gott.« – Da war aber Unsere Liebe Mutter sogleich bei ihm und sie sprach: »Ich habe Gefallen an dir. Jene aber mögen dir nichts tun, ohne meines Sohnes Verhängnis; was er über dich verhängt, das ist und wird dein Bestes sein. Darum heiß ich dich guten Mut haben.«

Solchen Trostes bedurfte er wohl, denn an dem bisherigen schweren Gedränge genügte es Gott nicht; er machte den Haufen noch größer. Er sandte ihm nämlich auf der Rückfahrt eine so schmerzhafte Krankheit, daß Heinrich in einem fremden Konvente einkehren mußte. Die Mönche dort vermeinten, er stürbe ihnen unter der Hand. Ein starkes Geschwür, ganz dicht am Herz, machte ihn über die Maßen leiden. Wie sehr er sich vorgenommen, stärker zu sein als der Schmerz, so verdrängte dieser doch alles. Da ward er also vollends inne, was es heißt, ein Gottesmann sein und Maria lieben; und er dachte, dieses heißt, das Herz durchwundet mit Unehre und Schmach, die Natur überladen mir Leiden, innen und außen mit Not umgeben. – In dieser Betrachtung kroch er mühselig aus dem Bett und setzte sich auf einen Schemel, der davor stand; denn wegen des schmerzenden Geschwürs konnte er nimmer liegen. Sein Haupt aber lag auf dem Bettrand. Da umgab ihn eine Erscheinung, es schien ihm, als käme eine große Schar des himmlischen Ingesindes in seine Kammer zu ihm, und diese himmlische Schar fing an zu singen, das erklang in seinen Ohren so süß, daß alle seine Natur gewandelt war. Da sie also fröhlich sangen, der sieche Diener aber so traurig da saß, da ging ein Jüngling nahe zu ihm und sprach: Ei, warum schweigst du? warum singst du nicht mit uns? Du kannst doch wohl den Himmelgesang? – Da antwortete ihm der Diener mit Seufzen seines traurigen Herzens und sprach also: »Ach, siehst du nicht, wie weh mir ist? wo erfreute sich je ein sterbender Mensch? soll ich singen? ich singe jetzt den Leidensjammer; sang ich je fröhlich, des ist nun ein Ende, denn ich warte nur der Stunde meines Todes.« – Da sprach der Jüngling gar fröhlich: »Viriliter age – sei fröhlich, handle wie ein Mann! Dir wird nicht solches, du wirst noch einen solchen Gesang bei deinen Lebtagen tun, davon Gott in seiner Ewigkeit wird gelobt und mancher leidende Mensch wird getröstet werden. Ja wisse: alle deine Not hat die Maienkönigin freundlich vernommen, und all dein Seufzen, als einen Wohlgesang. Denn darum, daß du auserwählt bist, mußt du nachgebildet werden im Leiden nach Gottes eingeborenem Sohn. Für jetzt aber ist es genug. Auch wird das Unrecht, das man dir getan, gebrochen werden. Sing und sei fröhlich!« – Da brach Heinrich in Weinen aus, in dieser Stunde aber barst das Geschwür, daran er litt, und er genas auf der Stelle. Jene zwei vornehme Herren aber, die soviel Schmach auf ihn gehäuft hatten, starben beide eines jähen Todes, noch ehe Heinrich heimkam nach Köln. Da gingen gar manchem seiner Feinde die Augen auf.

In der damaligen Zeit zog eine tödliche Seuche durch das Land, und es entstand vielerorten der Glaube, sie rühre her von vergifteten Brunnen. Deshalb neigten die Leute, wenn sie jemand feindlich gesinnt waren, dazu, ihn der Brunnenvergiftung zu zeihen.

Einmal mußte nun Heinrich mit einem schwachsinnigen Bruder über Land gehen; von der Begleitung dieses Menschen hatte er schon früher viel Ärger gehabt, er ging ungern mit ihm. Sie kamen in ein Dorf, wo gerade Jahrmarkt gehalten wurde, und es gab vielerlei Volk. Weil es aber gerade zu regnen begann, wurde der Schwachsinnige störrisch und sagte, er wolle lieber irgendwo unterstehen, Heinrich sollte nur allein tun, was er zu tun habe, er warte auf ihn. Mit diesen Worten ging er in eine Schenke. Sie wußten aber dort nicht um seinen schwachen Verstand, sondern gaben ihm Wein. Der stieg ihm rasch zu Kopf, da redete er wirres Zeug, und die Leute machten sich Kurzweil mit ihm. Als er wegen seines heißen Kopfes an die Luft gehen wollte, stürzten ihm etliche nach, stießen ihn und sagten, er habe ihnen einen Pfundkäse gestohlen. Es kamen aber gerade einige Landknechte vorbei, die hatten auch schon getrunken, und als sie vom gestohlenen Käse vernahmen, fielen sie sogleich über den Bruder her und schrien, er wäre einer von den gesuchten Brunnenvergiftern, sie kennten ihn schon und wüßten es genau. Damit fanden sie auch Glauben, und man fesselte deshalb den Bruder. Dieser jedoch, in Dummheit und Angst, gedachte sich zu retten, indem er erzählte, er würde da nur mit dem Bruder Heinrich verwechselt, der die Zeit her mit ihm über Land gegangen sei. – Als daher Heinrich zu dem lärmenden Haufen kam, wurde er sogleich umringt, man bedrohte ihn von allen Seiten, und ein riesiger Bauer in russigem Gewand schrie, er wolle ihm einen Speer durch und durch rennen, etwas anderes verdiene ein solcher Brunnenvergifter nicht. So mußte Heinrich eine neue Todesangst bestehen; denn

classtests.com

obwohl einige da waren, die ihn als einen gottseligen Mann seit manchen Jahren schon kannten, getrauten sich diese nichts zu seiner Verteidigung zu sagen. Da gedachte Heinrich in seinem Herzen, warum wohl die Menschen in einem Diener Marias einen Giftträger sähen; denn vordem hatten ihm jene nachgesagt, es sei Gift in seinem Wandel, in seinem Wort und seiner Schrift; diese jetzt: daß er das Gift in Brunnen werfe. »Weh mir,« dachte er, »es muß wohl an dem sein, daß du, o Maria, der giftigen Schlange den Kopf hast zertreten. So mag es des bösen Feind List sein und Lust, deine Diener als Giftträger verleumden zu lassen. Ach, wie soll ich es glauben, daß dieser höllischen Rache mein Leben gehöre. Wie, o Maria, könntest du solchen Spott wider dich dulden, darum habe Erbarmnis!« So flehte er mit manchen Tränen, während er inmitten dieser rohen Horde, von ihr umringt, armselig als ihr Gefangener auf einem kleinen Holzstoße saß. Da ward ihm Hilfe auf gleiche Art, wie er in diese Not geraten; denn diese wildtrunkene Versammlung, in ihrer Freude, den Brunnenvergifter gefangen zu haben, wollte, ehe sie ihm seinen Lohn gaben, selber ihren Lohn noch vorwegnehmen, und darum verlangten sie alle vor allem wieder zu trinken. So stürzten sie mächtig viel Wein hinunter und gerieten in noch ärgere Wildheit. Weil sie aber miteinander in Streit kamen und zu raufen begannen, nützte Heinrich den Augenblick, ergriff den schwachsinnigen Bruder am Ärmel und floh.

Dieser absonderlichen Errettung, der Prüfung auch, die ihr vorhergegangen, und all der vielen Prüfung seines Lebens, wiederum der vielen Rettung auch, sann Heinrich in stiller Betrachtung nach; denn es neigten sich seine Tage zu Ende, und der Frieden winkte ihm, da wollte er das Gelittene nimmer missen, sondern leiden bis zuletzt. In solcher Betrachtung wurde er entrückt, hinaus über sich selbst, er dankte Gott mit einer großen herzlichen Begierde und sprach also: »… Eja, aber nun will ich fröhlich aufbrechen mit einem neuen Reihen und seltsamen Lob, das ich nimmer erkannte, weil es mir nun erst selber bekannt worden ist in dem Leiden, und das ist also:

Ich begehre von meines Herzens grundlosen Abgrund, daß alles Leiden und Leid, das ich je gelitten und dazu aller Herzen Wehtun und Herzeleid, aller Wunden Schmerz, aller Siechen Ächzen, aller traurigen Gemüter Seufzer, aller weinenden Augen Zähren, aller verdrückten Menschen Schmach, aller durstigen Witwen und Waisen Not, aller armen und hungrigen Menschen dürrer Mangel, aller Märtyrer vergossen Blut, aller fröhlichen, blühenden Jugend Willenbrechen, aller Gottesfreunde wehtuende Übung, und all das verborgene und offenbare Leiden und Leid, das ich oder irgend ein arbeitsamer, leidender Mensch je gewann an Leib, an Gut, an Ehre, an Freude oder an Unmut, oder das je ein Mensch noch erleiden soll bis an den Jüngsten Tag – – daß dir das ein ewiges Lob sei, himmlischer Vater, und deinem eingeborenen leidenden Sohn eine ewige Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit. Und ich, dein armer Diener, begehre heute aller leidenden Menschen, die vielleicht ihren Leiden nicht könnten genug tun mit geduldigem dankbaren Gotteslob, getreuer Verweser zu sein, daß ich ihr Leiden an ihrer Statt löblich auftrage, in welcher Weise sie je leiden mögen, und opfere es an ihrer Statt, als ob ich selbst das allesamt nach meines Herzens Wunsch an meinem Leibe und Herzen allein erlitten hätte, und biete es heute dar deinem eingeborenen leidenden Sohne, daß er ewiglich davon gelobt und die leidenden Menschen davon getröstet werden, sie seien noch in diesem Jammertal oder in jener Welt, in deiner Gewalt.«

Sodann aber gedachte Heinrich seiner und aller Menschen Sünden, und er sprach also zur Himmelskönigin, der Zuflucht der Sünder:

»O du Gottes auserwähltes Herzenstraut, du schöne goldene Krone der ewigen Weisheit, Christi des Herrn, erlaube mir armen Sünder von meinen Gebrechen ein wenig mit dir zu reden! Meine Seele fällt hin zu dir mit bleichem Herzen, mit schämigem Antlitz und niedergeschlagenen Augen. Ach du Mutter aller Gnaden, mir ist, als ob weder meine sündige Seele noch eine andere sündige Seele eines Mittlers bei dir bedürfe. Du bist doch das Mittel aller Sünder bei der Ewigen Weisheit, Christus Jesus unserem Herrn. Je sündiger eine Seele ist, desto eher hat sie Zutritt zu dir, je missetätiger sie ist, desto mehr dringt sie zu dir. Eja, du einziger Trost aller sündigen Herzen, du einzige Zuflucht aller verschuldeten Menschen, denn du bist eine gnädige Mittlerin und Versöhnerin zwischen dir und der Ewigen Weisheit! Gedenke, gedenke, milde auserwählte Königin, daß du alle deine Würdigkeit von uns sündigen Menschen hast! Was hat dich gemacht zu einer Mutter Gottes, zu einem Schrein, in welchem die ewige Weisheit süßiglich geruhet hat? O Frau! Das haben unserer armen Menschen Sünden getan! Wie könntest du heißen eine Mutter der Gnaden und der Barmherzigkeit, wenn nicht von unserer Armseligkeit, darinnen wir der Gnade und Barmherzigkeit bedürfen? Unsere Armut hat dich reich gemacht; unsere Gebrechen dich geadelt über alle lautere Kreatur. Darum kehre her denn die Augen der Barmherzigkeit, nimm uns unter deinen Schirm, denn unser Trost und unsere Zuversicht liegt an dir. O auserwählte Königin, du Gottes Herzenstraut, du bist aller Erbarmung Pforte, aller Gnaden Tor, der Weg zu Gottes eingeborenem Sohn!

O herrlichster Herr Jesu mein, o Maria, Jesu süßer Schrein,
o Heiligen Geistes Braut, o Gottes Herzenstraut!«

(24422 Wörter)

Quelle: https://www.projekt-gutenberg.org/heinrich/maria/maria.html

classtests.com